Geschichte.

J. von Döllinger und die liberale katholische Bewegung in Deutschland. I. Um eine großartige Ovation für das Papstthum in Scene zu setzen, wurde auf den 8. December vorigen Jahres ein Vatikanisches Koncil berufen. Die Jesuiten und Kurialisten hegten nicht den mindesten Zweifel darüber, daß sie ihre dahin zielenden Wünsche rasch und ohne Kampf — vielleicht durch Inscenesetzung einer Akklamation — realisirt sehen werden; wenn auch der anfängliche Verlauf der konciliarischen Verhandlungen noch wenig diesen Wünschen gerecht wurde. Die Grenzen jener Nachgiebigkeit und Anhänglichkeit, welche in den letzten Jahrzehnten von Seite des Episkopats für den römischen Stuhl, namentlich in seinen Konflikten mit den weltlichen Staatsgewalten, gepflegt wurden, übersah man, oder verhehlte sie sich, und unterschätzte darum die lebendige Kraft des Oppositionsgeistes wider Veränderungen im hierarchischen Organismus — von solcher Tragweite, wie sie das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit involviren würde. Man unterschätzt aber nie ohne eignen Nachtheil den Gegner. Nicht lange waren die Oberhirten der katholischen Kirche in Rom versammelt, als sich schon dieser Satz bewahrheitete. Eine mächtige opponirende Minderheit von Koncilsvätern trat dem Uebermuthe der jesuitisch-kurialistisch organisirten Gruppe entgegen und ließ bis zur Evidenz erkennen, daß noch immer innerhalb der katholischen Kirche zwei große Gegensätze bestehen — auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft so gut wie im kirchlichen Lehrkörper überhaupt.

Diese — man darf heute schon sagen — unversöhnlichen Gegensätze gründen vor Allem in den Bestrebungen der römischen Kirche einerseits und in dem Widerstreben anderer Kirchen anderseits, den von Anfang an Rom zugestandenen Vorrang in eine imperiale Machtstellung zu verkehren, die Völker zum Glauben zu bringen, der Papst sei nicht nur oberster, sondern im Grunde einziger Gesetzgeber der ganzen Kirche, er trage alle Rechte in dem Schreine seiner Brust und aus diesem Schreine ziehe er von Zeit zu Zeit hervor, was er den Bedürfnissen der Welt und der Kirche angemessen erachtet; es stehe dem Papste im buchstäblichen Sinne das göttliche Regiment auf Erden zu.

Die treuesten Helfershelfer dieser kurialistischen Absichten waren und sind die Jesuiten, so lange ihr Orden besteht. Wer ihre Institutionen kennt, wird keinen Augenblick daran zweifeln, daß sie schon um ihrer Natur und ihres Fortbestandes willen überhaupt nur in diesem Geiste arbeiten können. Die Gesellschaft Jesu wurzelt in den Ideen der mittelalterlichen Kirche, sie ist das möglich getreueste Abbild eines geistlichen Despotismus von oben nach unten und eines entsprechenden unbedingten Gehorsams von unten nach oben; innerhalb ihrer Sphäre ist um des Ganzen willen ad majorem Dei gloriam et incrementum Societatis der Person alle wahre Freiheit genommen und so recht charakteristisch durch die Ratio studiorum gefordert: „Alle sollen Dasselbe denken und sagen. Abweichende Meinungen sollen nicht zugelassen werden". Und wie der Orden im Geiste des Papismus athmet, so nährt er sich an der freudigen Unterwerfung der christkatholischen Welt nach Willen und Urtheil unter das römische Kirchenregiment, und fördert er diese Unterwerfung durch Ausbildung eines religiösen Fanatismus, der einer andern Weltanschauung gegenüber keine Duldung kennt. Aber das ganze Sein und Streben unserer Tage (in dem idealen Sinne erfaßt, welchem jeder unbefangen denkende Katholik seine Zustimmung ertheilen muß) ist dem Sein und Streben dieser Ordensmänner und ihrer Partei ein durchaus diametral entgegengesetztes. Darum geht denn auch wider die durch alle Verfassungen sich hindurch ziehen-

den Ideen und Principien, die sich als Freiheit des religiösen Bekenntnisses und Gottesdienstes, Freiheit der Meinungsäußerung, Gleichheit vor dem Gesetze, Gleichheit wie der politischen Pflichten so der Rechte ꝛc. repräsentiren, das Sinnen dieser Miliz im Dienste des Papalsystems auf die Behauptung des Absolutismus in der Kirche und auf eine Steigerung desselben zu einem Staaten und Individuen, Leiber und Geister umspannenden. Die Jesuiten haben nicht vergessen, daß noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ihr P. General vom Palazzo al Gesù zu Rom aus der katholischen Christenheit in weniger ostensibler Weise als ein Papst Innocenz III., aber sicherlich nicht mit minder großem Erfolge apodiktische Gesetze auf dem politischen, religiösen und pädagogischen Gebiete vorgeschrieben hat. Sich diese Stellung wieder zu erringen, kann natürlich nicht die letzte Aufgabe des Ordens sein. Zwar haben sich seit einem Jahrhundert Hindernisse auf Hindernisse gehäuft, so daß es eines vollständigen Umsturzes der mit dem Herzblut der Völker erkauften modernen Staatseinrichtungen bedarf, wenn die Jesuiten ihr Ziel erreichen sollen; aber was will das sagen! Die Geschichte hat bewiesen, daß, wenn das Incrementum Societatis als Ziel vorliegt, herzlose Berechnung kein unverwerfliches Mittel ist.

Als erfolgreiche Pionniere für diese Ordenstendenzen unter dem Schutz und Schirm der kurialistischen Weltbeherrschungsgelüste sind vor Allem die Konkordate dieses Jahrhunderts zu bezeichnen. Welche Stellung Staat und Kirche in diesen Staatsverträgen erhielten, in welchem Geiste sie verfaßt wurden, beweist wohl schon der eine Umstand zur Genüge, daß es manche der Monarchen für absolut nothwendig fanden, bei der Publikation gesetzeskräftige, aus dem Geist der Zeit und der staatlichen Souveränetät geschöpfte Erläuterungen anzufügen, so Napoleon I. die organischen Artikel, König Max I. von Bayern das Religionsedikt. Durch diese Konkordate machte — und das ist ein weiteres gewichtiges Moment — innerhalb der kirchlichen Hierarchie das Papalsystem enorme Fortschritte über die Episkopalrechte hinweg. Um kleinlicher von Rom erhandelter Vortheile willen gaben die Staatsgewalten den Episkopat mehr oder minder an Rom Preis. In die Freiheiten der apostolischen Kirche theilten sich die beiden Kontrahenten, bei welcher Theilung der römische Stuhl zweifelsohne immer den Löwenantheil davontrug. Die Regierungen ließen ohne Anstand die Umwandelung wahrer, vermöge göttlicher Institution selbständig waltender Bischöfe in Untergebene und Vikarien oder Officialen des Papstes, die sich einer ihnen auf Ruf und Widerruf geliehenen Gewalt bedienen, geschehen. Die Nuntiaturen wurden in den Ländern ständig und der Geist derselben alsbald in der episkopalen Sphäre bemerkbar. Auch die Erziehung des Klerus wurde wieder energischer, dem Geiste des Tridentiner Seminardekrets entsprechend, intendirt. Die im Collegium germanicum dem Geiste der Encykliken und des Syllabus gemäß wohlgeschulten „Arbeiter im Weinberge des Herrn" okkupirten nach und nach einflußreiche Stellen an den Bischofssitzen, beräucherten die episkopale Sphäre mit dem Geiste des sogenannten Ultramontanismus, wirkten dahin, daß so viel wie möglich die Priester in den Seminarien diesen Geist als den eigentlich katholischen einsaugten, daß so viel wie möglich in katholischen Casinos die geistig reaktionären Elemente gesammelt und organisirt wurden, daß so viel wie möglich durch Schrift und Wort (Presse, Kanzel ꝛc.) der humane Geist der Zeit, der Fortschritt auf dem Gebiete der Pädagogik, die Freiheit der Wissenschaft, die deutsche Theologie denunciirt, der Segen der abgeschlossenen klerikalen Erziehung, der jesuitischen Lehrmethode ꝛc. ins Ueberschwängliche gerühmt wurde.

Der erste direkte Schritt vorwärts zur gegenwärtigen Situation gelang der jesuitisch-papistischen Partei innerhalb der katholischen Kirche unter dem gegenwärtigen Pontifikate dadurch, daß es ihr gelang, den Stuhl Petri in die schon Innocenz III. beherrschende Idee, es sei „der Papst der Statthalter Gottes auf Erden, der mit einer der göttlichen Providenz analogen Wachsamkeit und Voraussicht über die Menschheit in ihren socialen und politischen wie in ihren religiösen Beziehungen als oberster Aufseher und Herrscher gesetzt sei und jeden Widerstand sofort brechen müsse" — wie in eine Weihrauchwolke einzuhüllen und die darauf sitzende Persönlichkeit in ahnende und hoffende Stimmung zu versetzen. Und diese Ahnung und Hoffnung mochte ihr nicht als „auf Sand gebaut" erscheinen; wenn sie sich die Situation der Bischöfe und Kleriker überhaupt und die Ausbreitung und die unermüdliche Rührigkeit des dienstbarsten aller Orden zur Verbreitung, Befestigung und Vermehrung des Papalsystems vergegenwärtigte, konnte sie doch nimmer im Zweifel sein, daß eine mächtige geistige und politische Strömung für die Glorificirung des Papstthums und wider die

modernen Staatsideen und wider die historisch-kritische Wissenschaft in der Welt rege sei.

Vor Allem lebte in Folge von organisirten Denunciationen unter den Händen der Jesuiten das veraltete Institut der Indexkongregation gegen Neuerer in der theologischen Wissenschaft wieder auf. Selbstverständlich traf Bann und Interdikt am meisten die katholisch-theologische Literatur Deutschlands, wo die kirchliche Theologie — nicht ohne Einfluß protestantischer Wissenschaft — in einem neuen Geiste und in einer erfreulichen Regsamkeit und Vielseitigkeit des Schaffens und Strebens aufblühte. Ueberdies organisirten die Jesuiten für ihre Ziele eine dienstbare Presse in der „Civiltà cattolica" zu Rom, in der „Unità cattolica" zu Turin, im „Univers" zu Paris, im „Katholiken" zu Mainz ꝛc., worin sie mit der ganzen Civilisation der Gegenwart auf allen ihren Gebieten einen erbitterten Krieg begannen und ihn gewöhnlich in roher und völlig unwissenschaftlicher Weise führten. Um Deutschland im Auge zu behalten — so bezeichnet der „Katholik" alle deutschen Universitäten mit all ihren Anstalten, Fakultäten, Professoren und Studenten als im großen Ganzen, wesentlich und specifisch unkatholisch und unchristlich; er bezeichnet die Durchführung des Tridentiner Seminardekrets als conditio sine qua non des Friedens zwischen Kirche und Staat; er sieht nur in der Rückkehr zur Scholastik das Heil der katholischen Wissenschaft und in der Anerkennung der Infallibilität des ex cathedra sprechenden Papstes das Heil der Kirche überhaupt. Aber nicht bloß zu sprechen, sondern auch zu handeln wußte diese rührige Partei; namentlich sollten die Universitäten nach ihrem Geiste möglichst moderirt oder beschädigt werden. So ermöglichte man das Letztere in Bezug auf die Universität Gießen dadurch, daß man (1851) das theologische Studium an das Mainzer Seminar zu verlegen vermochte, — und Männer von einer so hohen Wissenschaftlichkeit wie Schmid und Lutterbeck sahen sich ohne Weiteres ihrer theologischen Lehrwirksamkeit beraubt, die Theologen aber sich auf die ultramontan gefärbten Lehren eines Heinrich, Mousang, Haffner hingewiesen. Etwas später gelang es, die theologische Fakultät zu Würzburg im Sinne der Jesuiten zu reformiren. Es gelang, die Professoren Deppisch und Schwab zu entfernen und ihnen Männer wie Denzinger und Hergenröther folgen zu lassen. Hirscher wurde verketzert, Staudenmaier entging nur durch den Tod der persönlichen Verfolgung.

Am 8. Januar 1857 censurirte die Inderkongregation die Philosophie Günthers, der nach langer Zeit unter dem österreichischen Klerus wieder ein wissenschaftliches Leben angefacht, ja auf denselben geradezu geistig regenerirend gewirkt hatte; und zum Ersatz hiefür begannen in Wien und Innsbruck Jesuiten scholastische Philosophie zu dociren. Mit der Censurirung der Güntherschen Lehre hängt auch die vom Fürstbischof von Breslau 1860 verfügte Inhibition der Vorlesungen des Dogmatik-Professors Baltzer zusammen. Der Lehrstuhl wurde sofort mit einem Jesuitenzögling besetzt. Die theologischen Fakultäten zu Tübingen und München blieben vor gleich ärgerlichen Angriffen nicht verschont. Auch auf das gläubige Volk selbst dehnten die Jesuiten wieder im umfangreichsten Maßstabe ihre Wirksamkeit aus; sie brachten nicht bloß mittelst häufigerer Missionen, sondern — und das ist namentlich zu beachten — durch Verbreitung von Volkskatechismen, welche specifisch jesuitisch redigirt worden waren, den Volksgeist vom Katholicismus in einen religiösen Papismus hinüber; sie wirkten endlich auch auf einen engeren Zusammenschluß der Katholischen gegenüber den Ketzern und Atheisten hin — in Gesellschaften, Schulen und selbst noch auf den Friedhöfen. Es entstanden die jährlich sich wiederholenden Katholikenversammlungen; es tauchten wieder religiöse Vereine in Menge auf. Und in diesen Bemühungen, den Katholicismus in den Jesuitismus zu verkehren, der Kirche sowohl nach innen als nach außen hin die ganze mittelalterliche Herrlichkeit ihrer hierarchischen „gottgegebenen" Verfassung zurückzuerkämpfen, standen dem Orden und der Kurie zu Rom die meisten Bischöfe mit einer fast an Schwärmerei grenzenden Ergebenheit und Begeisterung bei, — von dem Gefühl beseelt, es beruhe auf einem solch demüthigen und einmüthigen Anschlusse an Rom hauptsächlich ihre Macht und Größe. Den ersten entscheidenden Sieg errang das System in der geduldigen Hinnahme des Dogma der unbefleckten Empfängniß Mariens; denn diese Dogmatisirung war doch nur die Usurpation eines bisher den ökumenischen Koncilien zukommenden Rechtes, die Inanspruchnahme der päpstlichen Unfehlbarkeit — vorläufig freilich nur versuchsweise.

Was unter diesen Verhältnissen vor Allem bedroht wurde und sich bedroht sehen mußte, das war die deutsche Wissenschaft und die deutsche Theologie insbesondere. Die Schmähungen auf die neue Lehrmethode und auf die geistigen Er-

rungenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts überhaupt, die Lobhudeleien vergangener durch und durch fauler Zustände, die Denunciationen und Proskriptionen deutscher Geistesprodukte ließen die Absicht nicht verkennen, forderten aber zugleich zu einem energischen Widerstande auf. Wenn die katholische Kirche und in ihr die Wissenschaft nicht ihren universellen Charakter verlieren und in die Uniform des jesuitisch-romanistischen Geistes erniedrigt werden sollte, war es geboten, daß die Männer deutschen Geistes sich zusammenschaarten. Es wurde immer mehr ein viel und tief empfundenes Bedürfniß, die katholischen Vertreter der Wissenschaft und der Literatur, geistlichen und weltlichen Standes, zu freier Besprechung und persönlichem Meinungsaustausche in periodischen Zusammenkünften zu vereinigen. Dabei versteht es sich wohl von selbst, daß es die katholischen Gelehrten Deutschlands ebenso sehr zu einem vereinten Kampfe wider die allem positiven Glauben und Wissen feindlichen Tendenzen in Literatur, Wissenschaft und Leben drängte, ja daß diese letztere Absicht bei einem allenfallsigen Vorgehen in den Vordergrund gestellt werden könnte. Stiftspropst von Döllinger, Abt Haneberg aus München und Professor Alzog aus Freiburg unternahmen es endlich, durch öffentliches Ausschreiben vom 4. und 12. August 1863 zu einer Versammlung katholischer Gelehrten in München auf den 28. September einzuladen.

Abgesehen von dem Zwecke, darüber Rath zu halten, wie der kirchenfeindlichen Richtung innerhalb des Gebietes der Wissenschaften am erfolgreichsten entgegengetreten werden könne, sollte in der Versammlung vor Allem eine großartige Verwahrung gegen jede Bevormundung der deutschen Wissenschaft von Seite der Romanisten intendirt werden. Diese Tendenz sprach schon das eben angezogene öffentliche Ausschreiben aus: „In einer Zeit — heißt es darin — welche sich in jeder Hinsicht als Uebergangsperiode zu erkennen gibt und überall neue Bahnen zu brechen genöthigt ist, sind kleinere und größere Differenzen in den einzelnen Resultaten der verschiedenen wissenschaftlichen Forschungen und selbst Mißverständnisse in den allgemeinsten Principien auch bei gleicher Absicht des wissenschaftlichen Strebens nicht ganz zu vermeiden. Derlei Mißverständnisse geben bei dem Ernste, mit welchem Jeder nach der einzig richtigen Wahrheit zu streben sich bewußt, oder diese Wahrheit bereits zu besitzen überzeugt ist, nur allzu leicht zu Parteiungen Veranlassung, welche über den Differenzen im Einzelnen die allgemeine Grundlage zu vergessen geneigt sind.... Geradezu verderblich müßte eine solche Polemik insbesondere dann wirken, wenn sie als ausschließliche Parteibestrebung aufträte, oder mit engherziger, argwöhnischer Censur die Freiheit der wissenschaftlichen Bewegung und damit die unerläßliche Vorbedingung eines gedeihlichen Fortschrittes der katholischen Wissenschaft aufhöbe. Indessen ist die Gefahr eines Irrthums in einzelnen Fragen, weil leichter in ihrer Rückwirkung auf die Allgemeinheit zu beseitigen, auch weniger zu fürchten, als die Stagnation in Hinsicht auf das wissenschaftliche Leben".

Zu einem Meinungsaustausch aber war es eigentlich schon ein paar Jahre früher gekommen und die innere Dissonanz der deutschen und römischen Anschauungen über die Bedeutung des Papstthums in der katholischen Kirche evident zu Tage getreten. Der hervorragendste wohl unter den drei vorgenannten Gelehrten, J. von Döllinger, war es gewesen, der in jenen Tagen, als in Folge der von den Parteigängern des eben neu entstandenen Königreichs Italien herbeigeführten mißlichen Lage des Kirchenstaates ein Bangen für die katholische Kirche selbst die Frommgläubigen ergriff, mit der ganzen Kraft seines Ansehens und seines Wissens die Ewigkeit der Papstidee vertrat. Man sollte nun meinen, Döllinger hätte sich durch solch eine Ovation für die Papstidee den vollen Dank aller kirchlich Gesinnten erworben; dem aber war nicht so. Gerade von Rom und seinen Sendlingen aus wurde der deutsche Gelehrte entschieden angegriffen, nicht weil er für die Papstidee eintrat, sondern wie er dieselbe behandelte. Man hatte nämlich niemals und auch zu jener Zeit nicht, wo jeder Tag dem Papstthum den Verlust seiner weltlichen Herrschaft bringen konnte, von Seite der römischen Kurie Anstand genommen, den Kirchenstaat für wesentlich und unentbehrlich zum Bestand der Kirche zu erklären (Encyclica vom 18. und Allokution vom 20. Juni 1858); und zahlreiche gleichlautende bischöfliche Kundgebungen (vergl. Encyclica vom 19. Januar 1860) verbreiteten diese Behauptung durch die gesammte katholische Christenheit und beunruhigten in geradezu unverantwortlicher Weise die Herzen der Gläubigen. Damals nämlich war es mehr als wahrscheinlich, daß eine Unterbrechung des weltlichen Besitzstandes in Bälde eintreten werde, und in der That sehr zeitgemäß, daß ein Mann, wie Döllinger, auftrat und zum Schrecken Derer, welche aus der welt-

lichen Herrschaft des Papstes ihren Nutzen bezogen, Denjenigen Oberflächlichkeit in Bezug auf kirchenhistorisches Wissen vorwarf, welche das Schicksal der Kirche mit dem Schicksal des Kirchenstaates verquicken wollten. Er faßte den Begriff der Kirche höher; ihr Fortbestand erschien ihm als durch die politischen Konstellationen ungefährdet.

Am 5. und 9. April 1861 hielt er zwei öffentliche Vorträge, in denen er keinen Anstand nahm, dies offen auszusprechen. Beruhigen wollte er das Publikum, vorbereiten auf die kommenden Dinge, die bereits ihren Schatten in die Gegenwart hereinwarfen, und so dem Aergernisse, den Zweifeln und Anstößen wehren, welche unvermeidlich sich ergeben mußten, wenn der Kirchenstaat in andere Hände überging. Möge Niemand an der Kirche irre werden — tröstete der Gelehrte —, wenn die weltliche Fürstengewalt des Papstes, sei es zeitlich, sei es für immer verschwindet. Sie ist nicht Wesen, sondern Beigabe, nicht Zweck, sondern Mittel, sie hat erst spät begonnen, sie war früher etwas ganz Anderes, als sie heute ist. Die Heroen der kirchlichen Wissenschaft haben in der Verbindung der höchsten kirchlichen Gewalt und Würde mit einem weltlichen Königthume nicht etwa einen Vorzug oder eine Vollkommenheit gesehen, sondern nur etwas durch die Noth der Zeiten Gebotenes. Es gibt auch heutzutage — bemerkte der Redner weiter — zahlreiche, mitunter sogar theologisch gewichtige Stimmen, welche den Zeitpunkt der Trennung der beiden bisher verbundenen Gewalten gekommen wähnen, die Säkularisirung des ganzen Kirchenstaates für ein ebenso zeitgemäßes als unvermeidliches Ereigniß ausgeben. Schon seit hundert Jahren geht ein Zug der Säkularisation durch ganz Europa; und es ist dieser Widerwille gegen die Vermischung des Geistlichen und des Weltlichen oder gegen die Handhabung der politischen und polizeilichen Gewalt durch Geistliche nicht die Wirkung eines geschwächten religiösen Gefühles, sondern Folge einer veränderten Anschauung und Lage. Der Kirchenstaat selber wird dadurch zu einem Beleg für die Richtigkeit solchen Widerwillens, daß er nach seiner weltlich politischen Seite hin den traurigen Anblick der schwächsten, hülflosesten Regierung von ganz Europa biete, die nur auf die doppelte Krücke fremder Macht und ihrer Bajonnette gestützt sich zu behaupten vermöge.

Diese Worte waren wohl die erste Lanze, welche Döllinger wider den Ultramontanismus geschleudert hatte, denn bis dahin war von demselben Niemandem irgend eine äußere Veranlassung gegeben worden, ihn unter die bekannt freisinnigen Männer der Zeit zu rechnen; es erregte darum aber auch obiger Herzenserguß die ungetheilte Freude des aufgeklärten Theils der katholischen und nichtkatholischen Zeitgenossen nicht minder, als er auf Seite der jesuitisch-kurialistischen Partei einen Wehruf über solch eine Apostasie hervorrief. Döllinger hat zwar auf der Katholikenversammlung zu München selben Jahres eine die Klerikalen wieder sehr beruhigende Erklärung gegeben (daß der Papst in Vertheidigung seiner weltlichen Herrschaft für die gerechteste Sache kämpfe, daß diese auch die Sache aller legitimen Monarchen sei, und daß der Papst souverän sein und ein gewisses Gebiet behalten müsse); aber deshalb hat er kein Wort seiner Verträge vom 5. und 9. April zurückgenommen. Ist diese Gesinnungswandelung, wenn sie überhaupt eine solche je war, wirklich ein Vorwurf für den Kirchenhistoriker? oder vollzog sich dieselbe naturgemäß? Eine genügende Lösung dieser Doppelfrage dürfte nicht allzu schwer zu geben sein.

Die bisherige Richtung der theologisch-wissenschaftlichen Thätigkeit Döllingers war vor Allem auf Sicherstellung und Vertheidigung des Katholicismus gegen den Protestantismus gerichtet gewesen, wie dies selbst noch aus dem bald nach den genannten Vorträgen erschienenen Werke „Kirche und Kirchen" herausleuchtet. Darüber aber, daß er immer den Scharfblick auf die Kirchen richtete, hatte er vergessen, denselben kritischen Blick auch in das Innere der von ihm so sehr vertheidigten Kirche zu wenden. Er verdeckte sich gleichsam die Schäden seiner Kirche, um sich ja nicht in seiner kirchlichen Advokatie beengt zu fühlen. Er vernachlässigte geradezu das kritische Studium des Mittelalters, jener Zeit und jener Dokumente, welche in die katholische Kirche Canonen und Institutionen gebracht haben, die vor einer einigermaßen historisch-kritischen Untersuchung unmöglich hätten Bestand behalten können. Dabei aber war sein Geist immer noch deutsch genug durchgebildet, um ein etwas aufmerksamerer Beobachter der innerkirchlichen Vorgänge von jenem Momente an zu werden, in welchem er unmöglich mehr sich verbergen konnte, daß der Katholicismus mit Riesenschritten zum Jesuitismus auswächst, und daß der Ultramontanismus nicht mehr bloß ein Stück der katholischen Kirche ist, sondern die Kirche selbst werden soll.

Die Wiederkehr des Jesuitismus innerhalb

der Kirche begann seit der Verbannung Pius' IX. zu Gaeta (1849) in allen päpstlichen Encycliken und Allokutionen immer entschiedener hervorzuleuchten. Der Papst gerieth immer mehr in ein Schwärmen für die Stellung der Kirche zum Staate und zur Wissenschaft, wie sie im Mittelalter gang und gebe war, — in ein schroffes Sichabkehren von der Denk- und Handlungsweise, wie sie der moderne Geist der Kulturvölker mit kategorischem Imperativ festgestellt hat. Ein Denker, wie Döllinger, konnte sich unmöglich die damit zusammenhängende Schädigung der „katholischen" Kirche verhehlen, welche daraus hervorgehen mußte, daß die fanatische Encyclica Gregors XVI. „Mirari vos" vom 15. August 1832, — worin die Freiheit der Wissenschaft verworfen, die Gewissensfreiheit ein Wahnsinn genannt, die Preßfreiheit für schädlich und nicht genug verabscheuungswerth erklärt wird, — systematisch zur Richtschnur aller päpstlichen Kundgebungen an die Bischöfe und Gläubigen gemacht wurde, wie die Allokutionen vom 27. September 1852, vom 18. März 1861 ꝛc. evident beweisen. Wenn in diesen Ansprachen nicht bloß leere Worte stehen, wenn sie den Geist der päpstlichen Regierung selbst bekunden: mußte nicht ein Mann, wie Döllinger, bei seinem eminenten Wissen und seiner Kenntniß der politischen Zustände der Gegenwart, namentlich Deutschlands sich die Frage stellen, wo es hinführen müsse, wenn die Päpste als Päpste nicht nur gegen die Abschaffung des Zehents, sondern auch gegen die freie Religionsübung, gegen die Abschaffung des geistlichen Gerichtsstandes, gegen die Glaubens- und Gewissensfreiheit, gegen die moderne Civilisation überhaupt in der unversöhnlichsten Weise sich aussprechen? Schon die Allokution vom 10. Juni 1851 enthält den mehr als kühnen Ausspruch, daß Könige und Fürsten weder von der Jurisdiktion der Kirche ausgenommen seien, noch daß sie bei Entscheidung von Jurisdiktionsfragen höher als die Kirche stehen. Die römischen Päpste und die allgemeinen Koncilien hätten die Grenzen ihrer Gewalt nie überschritten, die Rechte der Fürsten nie usurpirt — also auch Bonifaz VIII. nie. Und wie erläuternd behauptet die Allokution vom 22. August desselben Jahres, im Konflikte der Gesetze beider Gewalten gehe nicht das weltliche Recht vor. Die Kirche habe die Macht, äußeren Zwang anzuwenden, sie habe auch eine direkte und indirekte zeitliche Gewalt; denn nicht bloß die Geister sind der Gewalt der Kirche unterworfen. Verglich endlich Döllinger den Geist des Jesuitenordens und die vor Augen liegenden verderblichen Wirkungen innerhalb der deutschen Kirche mit dem Geiste dieser Allokutionen, so konnte er sich doch nicht mehr die Herrschaft des Ordens über den Papst und die darin liegende Gefahr für die katholische Kirche verbergen; verhehlten doch selbst die historisch-politischen Blätter sich nicht, daß die ganze Stellung der Jesuiten zur europäischen Gegenwart in Hinsicht der Staatsordnung und der Zeitbedürfnisse eine durchaus falsche sei.

Ist es nach diesen Auseinandersetzungen ein Wunder, wenn solche unverhüllten Romanisirungsversuche an der katholischen Kirche den kritischen Geist Döllingers weckten und schärften und ihm offene Augen für die Bestrebungen Roms gaben? Ist es ein Wunder, wenn derselbe, nachdem einmal sein Argwohn in Bezug auf die Reinheit der Absichten Roms geweckt war, immer tiefer in den Schrein seines Wissens greifend, gleichsam wie ein vergleichender Anatom, ein Antagonist der jesuitisch-kurialistischen Partei wurde? Wie noch damals die Anschauungen Döllingers beschaffen waren, ersieht man leicht aus folgenden Bemerkungen, wenn man sie nur in die rechte Beziehung zu der vorhin schon besprochenen Tendenz der beiden Vorträge bringt. Einmal redet Döllinger in der entschiedensten Weise der bestehenden kirchlichen Organisation das Wort: „Unter allen Trümmern wird ein Institut aufrecht bleiben, aus allen Fluthen der Umwälzung wird es stets wieder unversehrt emportauchen, denn es ist unverwüstlich — der Stuhl Petri". Aber er betont wohl ebenso scharf den universellen Charakter der Kirche: „Unser Christenthum darf und soll keinen nationalen Beigeschmack haben, es soll kein specifisch deutsches, *aber auch kein italienisches*, kein französisches, englisches oder russisches Christenthum sein; es soll nicht gleich jenen künstlich gebrannten Getränken den Gaumen dieses oder jenes Volkes kitzeln; unsere Lehre und religiöse Uebung soll sein und ist reines, klares Wasser, farblos und geruchlos, das allgemeine gesunde Getränk für Jedermann, heute wie gestern, morgen *wie vor tausend Jahren*". Schwerer als der Ausspruch bezüglich des Kirchenstaates mußte für die Folge dieses Wort wiegen; denn es mußte jenen Mann, der ihm in allen kirchenpolitischen Verhältnissen treu bleiben wollte, konsequent und unaufhaltsam bis zu jenem Konflikte führen, in welchem sich heute die katholische Kirche befindet und an welchem Döllinger einen so großen und ebenso ruhmreichen Antheil haben sollte. Ob Döllinger diesen Konflikt da-

mals schon ahnte? Ich glaube es. Aber erwartet hatte er ihn jedenfalls in so kurzer Zeit nicht. Wie hätte er sonst damals noch sprechen können: „Ich bin überzeugt, daß kein Stoff, keine Disposition zu einer Spaltung gegenwärtig im ganzen Umfange der katholischen Kirche vorhanden ist. Nur eine ganz außerordentliche Verwicklung und ein Streit um Principien, um Ideen könnte wieder einmal eine solche herbeiführen".

Diese Ideen waren natürlich nicht im Sinne Roms, das jedenfalls damals schon die heute sich verwirklichen sollenden Pläne in unabänderliche Aussicht genommen hatte. Wenigstens gesteht späterhin die Schrift „Riflessioni d'un teologo sopra la risposta di Msgr. Dupanloup a Msgr. Arcivescovo di Malines, Torino 1870" dies zu. „Sollte denn der Bischof von Orleans" — heißt es darin — „nicht wissen, daß Pius IX. stets die Definition dieses Dogma's (der Unfehlbarkeit) und die Verdammung des Gallikanismus beabsichtigte? Alle Akte seines Pontifikats sind auf dieses Ziel gerichtet...." — Vorerst freilich wurde der deutsche Gelehrte nur in Bezug auf seine Erklärung des Verhältnisses von Kirche und Kirchenstaat angegriffen, — angegriffen in einer Weise, die ihn nur in der Richtung seiner kirchenhistorischen Studien mehr und mehr bestimmen konnte und ihn materiell und formell zu einem entscheidenden Schritt trieb. In ein und demselben Jahre (1863) erschienen seine „Papstfabeln des Mittelalters", und war er Miturheber der deutschen Gelehrtenversammlung. Wenn man bedenkt, daß es der von den Jesuiten bis in die neueste Zeit hereingetragene Scholasticismus gewesen, welchen er als seinen unermüdlichen Gegner überall finden mußte — nicht bloß in Bezug auf seine Endgedanken, sondern auch in Bezug auf die Art seiner (ja wir dürfen sagen: der eigentlich deutschen) historisch-kritischen Studien: so kann man in diesen Papstfabeln neben dem kirchenhistorischen Werthe den Controverscharakter nicht übersehen; — nicht übersehen in ihnen Döllingers erstes Manifest wider den neuesten Angriff der Römer auf den universellen Charakter der Kirche durch eine ungemessene Betonung der weltlichen Seite und eine ebenso ungemessene Beschränkung des kirchlichen Geistes; — nicht übersehen in ihnen den Spiegel von Roms Vergangenheit und von dem faulen Grunde für manches seiner so ungestüm festgehaltenen Vorrechte. Daß die „unfehlbar" sein wollenden Päpste für die Vergrößerung ihrer geistlichen und weltlichen Machtstellung mit Fabeln wie mit historischen Dokumenten manöverirten, — das jetzt vor aller Welt, und zwar durch die Feder eines anerkannten katholischen Kirchenhistorikers offen dargelegt zu sehen: mußte den gegenwärtigen Akteurs für eine erneute vollendete Glorificirung der Papstmacht sehr unangenehm sein. Dahin gehört beispielsweise die Geschichte der Fabel, welche „Die Schenkung Konstantins" betitelt ist. Wie bedeutungsvoll ist diese Fabel für den weltlichen Besitzstand der römischen Kirche und in Bezug auf das mittelalterliche Verhältniß der Kirche zum Staat, resp. zu den deutschen Kaisern geworden?

Was um die Mitte des 8. Jahrhunderts ein römischer Historienschreiber an Schenkungen Konstantins erfunden, welche in der ausgesprochenen Absicht geschehen sein sollten, um den Stuhl Petri über das Reich und dessen irdischen Sitz durch Verleihung kaiserlicher Gewalten und Ehren zu erheben, nahm Pseudo-Isidor in seine „Dekretalen"-Sammlung auf, diente in Rom seit Ende des 11. Jahrhunderts zur Grundlage hoher und stets wachsender Ansprüche, fand nach Gratian Eingang in allen Schulen des kanonischen Rechts; und gerade die Juristen wurden die wirksamsten Vertheidiger und Verbreiter der Fiktion, was nur die Zuversicht der Päpste steigern konnte. Welch eine weltgeschichtliche Bedeutung aber selbst eine Fabel erlangen kann, geht unwiderleglich aus Gregors IX. Worten an Kaiser Friedrich II. hervor: Konstantin habe mit den kaiserlichen Insignien Rom mit seinem Ducatus und das Imperium der Sorge der Päpste für immer überlassen. Darauf haben diese, ohne von der Substanz ihrer Jurisdiktion etwas zu vermindern, das Tribunal des Kaiserthums errichtet, es auf die Deutschen übertragen, und pflegen die Gewalt des Schwertes den Kaisern bei der Krönung zu bewilligen. — Der Geist dieser Fabel ist mit der mittelalterlichen Papstgewalt eng verbunden; aus dem Diktum einer Fabel schöpfte und forderte Rom weitere Rechte für sich, und für das annexionsgierige Rom wurde die einer induktiven Methode fernstehende Scholastik die treueste Gehülfin. „Wie absichtlich oder unabsichtlich — sagt Döllinger — alle diese Fabeln und Erdichtungen entstanden sein mögen, sie haben einen großen, zuweilen einen entscheidenden Einfluß auf die ganze Anschauungsweise des Mittelalters, auf die damalige Geschichtschreibung und Poesie, auf Theologie und Rechtslehre geübt." Wenn Rom überhaupt fremden Rathschlägen zugängig wäre,

es hätte aus dem Buch der Papstfabeln sich manche weise Lehre im voraus wegnehmen können.

Die Versammlung katholischer Gelehrten Deutschlands, welche am 28. September bis 1. Oktober 1863 in München Statt fand und zu welcher von fünf Bischöfen und einem Erzbischofe Schreiben mit dem Ausdruck lebhaftester Theilnahme einliefen, gab Döllinger eine neue Gelegenheit, von seinem Unwillen über ein allzu dienstgefälliges Denunciiren und Censuriren deutscher Geistesprodukte Zeugniß abzulegen. Daß die katholische Wissenschaft in buntem, den Kontrast nicht verschmähendem Gewande erschienen war, davon zeugt schon eine kleine Auswahl von Namen ihrer Vertreter: Alzog, Deutinger, Döllinger, Friedrich, Haneberg, Hergenröther, Hettinger, Joh. Huber, Hülskamp, Jörg, Aloys Mayr aus Würzburg, Moufang, Oischinger, Phillips, Pichler, Reusch, Ringseis, Schulte, Werner ꝛc. Es ließ sich voraussehen, daß die Berathungen ohne Geisterkampf nicht zu Ende kommen werden. In der That rief schon Döllingers Vortrag „Ueber Vergangenheit und Gegenwart katholischer Theologen" im Verlauf des Beisammenseins eine Opposition und eine daran sich knüpfende längere Debatte hervor, an welcher sich außer Döllinger die Herren Moufang, Heinrich, Michelis, v. Schätzler, Hergenröther, Phillips, Hettinger, Schulte und Eberhard betheiligten. Den Freunden der Jesuiten und des Romanismus überhaupt mochte freilich Döllingers scharfe Kritik nicht behagen. Die Rede weist entschieden die von Seite der Romanisten so sehr gepflegte Tyrannei wider jede unliebsame Forschung zurück und bringt die romanistische und germanische Richtung in der Wissenschaft in eine für erstere keinesfalls ruhmreiche Gegenüberstellung. Er stellt der deutschen Theologie geradezu eine dem Romanismus unbekannte, für den Romanismus überhaupt nicht lösbare Aufgabe. Die deutsche Theologie, sagte er, hat den Beruf, die getrennten Konfessionen einmal wieder in höherer Einheit zu versöhnen. Wenn ihr aber einmal dieser Zweck gesetzt sei, so könne sie unmöglich die scholastische Methode pflegen; denn gerade die abendländische Scholastik habe, in ihrem ungeschichtlichen Sinne und mit der ihr eigenen selbstgenügsamen Unkenntniß der ganzen anatolischen Tradition und Kirche, den verhängnißvollen Bruch mit dieser Kirche mächtig gefördert und die Heilung desselben erschwert. Die Kette der wissenschaftlichen Tradition, an welcher Jahrhunderte theologischer Thätigkeit sich gehalten und orientirt haben, sei gebrochen. Man sei in ein Stadium des Uebergangs (von der Separation zur Universalität der theologischen Wissenschaft) eingetreten. Das alte, von der Scholastik gezimmerte, baufällig gewordene Wohnhaus fordere inständig einen Neubau, denn mit Reparaturen an einem Hause, das in keinem seiner Theile mehr den Anforderungen der Lebenden genügen will, sei nichts gedient. „Was uns aber — meint Döllinger — vor Allem in der Glaubenslehre Noth thut, das ist, daß wir den dogmatischen Stoff mit echter, kritisch geläuterter Geschichte und philosophischer Spekulation verbinden und von beiden ihn durchdringen lassen, daß wir ferner einer synthetischen Konstruktionsweise uns bedienen, welche, besser als die ältere analytische, den ganzen Gehalt der geoffenbarten Lehre nach allen ihren Seiten zu ihrem Rechte kommen läßt und jedes in den Schriftaussprüchen enthaltene Moment heranzieht und gewissenhaft benützt. Der Anerkennung und folgerechten Durchführung des Gesetzes der historischen Entwicklung in der Lehre darf fortan kein wissenschaftlicher Theologe sich entschlagen. Im Allgemeinen ist es auch von der alten Scholastik erkannt, von dem heiligen Thomas ausgesprochen worden, aber die Anwendung des Princips im Einzelnen war damals bei dem Mangel historischer Forschung und richtiger Einsicht in die Dogmenbildung noch unmöglich. Jetzt ist sie möglich und zugleich unabweisbar.... Die rechte Theologie muß universell sein wie die Kirche, und gleich dieser die drei Zeiten, das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige umfassen. Sie sorgt für die Zukunft, indem sie die noch vorhandenen Lücken des Systems nicht etwa, wie es oft geschehen, verbirgt und künstlich zudeckt, sondern ihr Dasein konstatirt, und zugleich jeden voreiligen, eigenmächtigen Versuch zurückweist, Meinungen einer Schule mit der Autorität kirchlicher Doktrin zu bekleiden und als einen der allgemeinen Kirchenlehre gleichartigen und ebenbürtigen Stoff beim theologischen Bau zu verwenden. Damit schützt sie das Recht der Gegenwart, welcher Meinungen und Hypothesen nicht als Dogmen aufgedrungen werden sollen...." Döllinger dachte bei diesem Satze wohl zunächst an das unduldsame Gebahren der Romanisten, wenn bei Meinungsverschiedenheiten nicht die ihrige wie ein „Dogma" respektirt wurde; denn gleich fuhr er in seiner Rede fort: „Wenn gegenwärtig in Deutschland zwei theologische Richtungen bestehen, so ist dies an sich kein Uebel, vielmehr

in mancher Beziehung als Gewinn zu achten, vorausgesetzt nur, daß beide wahrhaft wissenschaftlich sind, und daß sie sich wechselseitig Freiheit der Bewegung gestatten. Der Wissenschaft ist diese Freiheit so unentbehrlich als dem Körper die Luft zum Athmen, und wenn es Theologen gibt, welche ihren Fachgenossen diese Lebensluft unter dem Vorwande der Gefahr für das Dogma entziehen wollen, so ist dies ein kurzsichtiges und selbstmörderisches Beginnen.... Similia similibus curantur. Gegen wissenschaftliche Fehler und Verirrungen dürfen nur gleichartige Mittel angewendet werden. Wer anders verfährt, schädigt die Theologie und die Kirche, welche nun einmal eine lebenskräftige und sich fortbildende Theologie nicht entbehren kann. Daß aber in dieser nur durch Irrthümer hindurch der Weg zur Wahrheit führe, ist ein Gesetz, welches in der Zukunft ebenso gelten wird, wie es in der Vergangenheit sich bewährt hat". — Daß diese Worte nicht auf theoretischer Betrachtung allein ruhten, sondern durch den Schmerz einer blutenden Wunde erpreßt wurden, beweisen die Abschiedsworte des Mannes an die Versammelten, in denen er wiederholt auf eben denselben Gedanken zurückkehrte: „Ein früher vorhandener Geist der Eintracht, der brüderlichen Gemeinsamkeit des Strebens lasse sich seit einigen Jahren vielfach vermissen und drohe nach manchen bedenklichen Anzeichen noch mehr zu entschwinden. Es sei auffallend, daß insbesondere wenn es sich um Aufstellung philosophischer Theorien, Erkenntnißprincipien und deren Gebrauch in theologischen Dingen handle, ein bitterer, friedhässiger Ton, ein pruritus des Denunciirens und Censurirens um sich greife, welcher den ruhigen, nur das Wohl der Kirche und der Wissenschaft berücksichtigenden Beobachter mit Trauer und Widerwillen erfüllen müsse.... Man möchte sich nicht trennen, ohne den ernsten Vorsatz gefaßt zu haben, daß man künftig in theologischen und philosophischen Fragen nur mit wissenschaftlichen Waffen kämpfen, alles Denunciiren und Verdächtigen als undeutsch und unkatholisch aus der Literatur verbannen und sich vielmehr jene würdevolle und echt evangelische Milde zum Muster nehmen wolle, mit welcher erleuchtete Lehrer der alten Kirche, z. B. ein Augustinus, die abweichende Ansicht eines Hieronymus bestritten haben". Wahrscheinlich dachte Döllinger damals noch nicht daran, daß er gar bald die ganze Kraft seines wissenschaftlichen Ansehens nicht mehr bloß gegen die Verketzerungssucht der Romanisten, sondern noch mehr gegen ein unersättliches Verlangen nach neuen Dogmen — in einem Umfange, der in der Kirchengeschichte ohne Beispiel ist — werde einsetzen müssen. Kein Vorgänger schwelgte je wie Pius IX. in dem Glauben, es könnten die Gebrechen der Zeit durch dogmatische Getränke geheilt werden.

Noch entschiedener als bei der Debatte bezüglich Döllingers eben berührten Vortrages, welche in der siebenten Sitzung durch eine Erklärung der Opponenten, „daß sie nicht im Entferntesten die Orthodoxie des Herrn Vorsitzenden durch ihre Erklärung hätten bezweifeln, sondern nur verhindern wollen, daß etwa die Rede desselben im Publikum als Programm der Versammlung angesehen werde, und etwa ihr Schweigen als Zustimmung zu allen in der Rede enthaltenen Behauptungen erachtet werden könne", — zum Abschluß gelangte, deckte unter den Versammelten die Meinungsverschiedenheit im Principe der Antrag Dr. Michelis' auf: „Die Versammlung möge es als ihre nächste Hauptaufgabe betrachten, eine für die Oeffentlichkeit bestimmte Erklärung über die gegenwärtige Aufgabe der Wissenschaft, speciell der deutschen Wissenschaft in der katholischen Kirche zu formuliren". In Folge desselben nämlich entspann sich eine lebhafte Debatte über das Verhältniß der Freiheit der Wissenschaft zur kirchlichen Lehrautorität. Schon die sich zum Zwecke der Vorberathung gebildete Sektion (Hettinger, Scheeben, Knoodt, Haffner, Schätzler, Mayr, Heinrich, Deutinger, Schneider, Bach, Strodl, Michelis, Reinkens) gelangte nur dadurch zu einem Endresultat, daß sie durch eine einseitige Betrachtung der Frage einem gründlichen Eingehen in die Sache auswich. Man wollte nur feststellen, was die katholische Kirche in ihrer Unfehlbarkeit und mit ihrem dogmatisch festgesetzten Inhalte von der Philosophie erwartet und nur erwarten kann, gerade als ob die Philosophie sowohl ihrem Wesen als ihrem Ziel nach nichts von der Kirche erwarten dürfte, als ob der Kirche, resp. den Vertretern ihres Lehramtes nur Rechte, der Philosophie nur Pflichten zustünden. Ueber die Schwierigkeit sollte Oberflächlichkeit hinweghelfen. Nicht ins Detail der Fragen, welche sich über diesen Gegenstand erheben lassen, sollte eingegangen werden. Nicht mehr und nicht weniger, als das, solle die Versammlung erklären, was auf dem Standpunkt des katholischen Glaubens unbestritten und noth-

wendig sich ergebe. Aus diesen gewiß unwissenschaftlichen Gesichtspunkten verständigte man sich endlich — freilich trotz alledem nicht ohne Widerspruch — zu folgenden Propositionen: „1) Der innige Anschluß an die geoffenbarte Wahrheit, welche in der katholischen Kirche gelehrt wird, ist eine wichtige und unerläßliche Bedingung für die fortschreitende Entwicklung einer wahren und umfassenden Spekulation überhaupt und für die Ueberwindung der gegenwärtig herrschenden Irrthümer insbesondere. 2) Für Jeden, der auf dem Standpunkte des katholischen Glaubens steht, ist es Gewissenspflicht, in allen seinen wissenschaftlichen Untersuchungen sich den dogmatischen Aussprüchen der unfehlbaren Autorität der Kirche zu unterwerfen. Diese Unterwerfung unter die Autorität steht mit der der Wissenschaft naturgemäßen und nothwendigen Freiheit in keinem Widerspruch". Bei Begründung dieser Sätze bemerkte unter Anderm Dr. Deutinger: „Der Philosoph ist nicht bloß dem Denk- und Naturgesetze, er ist auch jeder sittlichen Lebensgemeinschaft und vor Allem der höchsten, der Kirche, verantwortlich. Es ist eine moralische Verpflichtung für ihn, so lange er der Kirche angehört, die Dogmen derselben als maßgebend für seine Forschung anzuerkennen, und wo er es nicht mehr kann, auch die Gemeinschaft zu kündigen, vor Allem aber in der Ausbreitung seiner Ueberzeugung dem Urtheile der Kirche sich zu unterwerfen.... Die Freiheit der Wissenschaft scheint allerdings beschränkt, wenn nicht Jeder seine Ueberzeugung unbeschränkt aussprechen darf. Das Aussprechen einer Ueberzeugung ist aber offenbar nicht mit der wissenschaftlichen Ueberzeugung selbst identisch. Wenn das Eine beschränkt wird durch ein auktoritatives Urtheil über die Opportunität der Veröffentlichung, so wird damit die wissenschaftliche Forschung als solche nicht beschränkt". — Dieser für einen Philosophen jedenfalls auffälligen Deduktion setzte Professor Dr. Mayr aus Würzburg mit voller innerlichen Berechtigung als Minoritätsgutachten entgegen: „1) Die Wissenschaft ist selbständig innerhalb der Grenzen ihres Gebietes, nur sich verantwortlich, und sie hat die Mittel in sich, ihre Irrthümer zu eliminiren. Diese Selbständigkeit bezieht sich auf alle theoretischen Fragen. 2) Wenn zu praktischen Zwecken mit Tendenz gegen die Kirche, als auch gegen die Bestimmung der Menschheit, wissenschaftliche Sätze mißbraucht werden, dann ist es Recht und Pflicht, daß praktische Abwehr erfolge". Und Professor Huber, der sich selber als den Mann der Linken in der Versammlung bezeichnete, hinter dem jedoch noch viele Gleichgesinnte stünden, fordert direkt die Versammelten auf, die Freiheit der Wissenschaft gegenüber der Autorität zu konstatiren. Mit Propositionen, wie sie vorlägen, sei nichts gethan.

Viele Gelehrte waren nicht erschienen, weil sie bei dieser Gelegenheit Erklärungen gegen die neuerdings in der katholischen Kirche mächtig werdende scholastische Richtung befürchtet hatten. Doch sie hätten alle kommen können. Denn wenn auch bei diesem Thema die verschiedenen theologischen Parteien der Münchener, Mainzer, Tübinger und Neutralen wieder, wie schon nach der Rede Döllingers, heftig auf einander stießen, so vereinigte man sich ja doch schließlich — selbst ein Deutinger und Moufang, Döllinger und Hergenröther. Mit Ausnahme von drei dissentirenden Stimmen (Prof. Huber, Prof. Mayr, Dr. Friedrich) wurden die vorstehenden Thesen der Sektion von der Versammlung zum Beschluß erhoben. Und selbst von diesen Dreien erklärten am folgenden Tage die letzten beiden sich im Princip mit den Thesen einverstanden und nur in Bezug auf die Opportunität differirend, so daß schließlich in dieser Versammlung die Freiheit der Wissenschaft sich nur mehr durch Prof. Joh. Huber vertreten sah. Und doch waren die Versammelten lauter „gelehrte" Männer! Auch Döllinger, der in seinem Vortrage so sehr die unbeläßtigte Forschung auf dem Gebiete der historischen Kritik forderte, war es nicht möglich, der Philosophie, auf welche sich ja doch vor Allem die Thesen beziehen, in gleichem Maße gerecht zu werden. Jedenfalls hat derselbe seitdem bei seinen philosophischen Reflexionen über das Thema „Wie man Dogmen verfertigt" die weittragende Erfahrung machen können, daß der Philosophie neben der Aufgabe, den dogmatischen Stoff zu verklären, jene viel höhere, das Menschengeschlecht erziehende Aufgabe zukommt, der Wissenschaft überhaupt und der historischen Kritik insbesondere eine freie Bahn zu brechen. War das Resultat dieser Debatten demnach auch wenig ruhmreich für eine Versammlung von „Gelehrten", eine gute Folge derselben in Verbindung mit einem gleichfalls vielbesprochenen Antrag, „Die Gründung eines Centralorgans für katholische Wissenschaft betreffend", ist trotz alledem zu verzeichnen; seit Neujahr 1866 nämlich erscheint das Bonner „Theologische Literaturblatt" in Verbindung mit der theologischen Fakultät zu Bonn und unter Mitwirkung vieler Gelehr-

ten, herausgegeben von Prof. Dr. Reusch. Dasselbe nahm seither mit anerkennenswerther Festigkeit wider romanistischen Dogmaticismus und unduldsame Indexkongregation die Freiheit theologischer Untersuchungen in Schutz.

Von dem im Vatikan schon damals herrschend gewordenen Geiste gibt wohl nichts unverfälschtere Aufschlüsse, als die Aufnahme, welche daselbst diese Verhandlungen deutscher Gelehrten gefunden. Die Versammlung tagte offenbar unter dem Eindrucke der Professio fidei Tridentina, sie dokumentirte dies sogar in einer Ergebenheitsadresse an Pius IX., in dem Beschluß von der Unterordnung der Wissenschaft unter die kirchliche Autorität und in dem energischen Protest gegen den Inhalt und die wissenschaftliche Form von Renans „Leben Jesu". Und was that Rom? Zwar erfolgte auf ein Telegramm Döllingers und Hanebergs vom 3. Oktober „Die große Frage über das Verhältniß der Philosophie zur kirchlichen Autorität sei im Sinne einer vollkommenen Unterwerfung unter die Autorität gelöst worden" — die Antwort: „Der heilige Vater sendet Ihnen Allen seinen Segen und ermuntert sie zur Fortsetzung ihres Werkes"; aber diese günstige Stimmung dauerte nicht lange an. Zeugniß hiervon legt schon ein unterm 21. December vom Papst an den Erzbischof von München gerichtetes Schreiben über die angezogene Versammlung ab. Es ist dies Schreiben eine „autorisirte" treffliche Illustration darüber, wie die Autorität sich die Unterordnung der Wissenschaft denkt. Der Papst nämlich drückt darin sein heftiges Befremden aus, daß zu der fraglichen Gelehrtenversammlung nur von Privatpersonen die Einladung ergangen und verbreitet worden sei — ohne Impuls und Autorität der kirchlichen Gewalt. Auch habe er schwere Besorgniß wegen der katholischen Lehre gehabt, denn gerade in Deutschland gebe es viele Schriftsteller, die sich bei Erklärung von kirchlichen Lehrsätzen mehr auf die eigne Wissenschaft stützten, als sie die Dekrete des heiligen Stuhles und der päpstlichen Kongregationen zum Richtmaß nähmen; gerade in Deutschland sei die alte Schule angefeindet. Doch habe der Bericht über die Verhandlungen der Versammlung Erwünschtes gebracht, da alle Theilnehmer derselben die Kirche als höchste Autorität anerkannt hätten, wenn das auch noch nicht genüge. (Was dem Papste genügen würde, wäre wohl nur eine unbedingte Obedienz im Geiste des Collegium Romanum oder Germanicum.) Schließlich wird der Erzbischof heftig ermahnt (vehementer excitamus), daß er mit den übrigen Bischöfen streng in Deutschland wache und allen einschärfe, sich profaner Neuerungen zu enthalten. Und so folgte der ersten Versammlung deutscher katholischen Gelehrten keine zweite mehr, denn damals beugte sich noch ohne alle kritisirenden Gedanken Hoch und Niedrig vor dem Spruche: „Roma locuta est, causa finita!" Erklärte doch beispielsweise noch 1865 bei Gelegenheit der Verurtheilung des Pichlerschen Werkes „Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen dem Orient und Occident ꝛc." durch die Indexkongregation der Erzbischof von München-Freising dem auf Bezeichnung seiner Irrthümer dringenden Autor, er habe in einer solchen Verurtheilung den „Ausspruch der höchsten kirchlichen Autorität" zu respektiren.

Seit Pius' IX. Rückkehr von Gaeta war nämlich im Vatikan solch eine romanisch-mittelalterliche Richtung für Ausbreitung und Neubelebung des Katholicismus und Koncentration der Kirchenregierung maßgebend geworden, solch eine Reaktion auf philosophischem Gebiete unter der scholastischen Devise „philosophiam esse theologiae ancillam" eingetreten und solch eine — selbst den historisch-politischen Blättern unbehagliche Rigorosität von Seiten der Indexkongregation namentlich wider deutsche Geistesprodukte und mit besonderer Rücksichtnahme auf die Schriftsteller der Universität München (Frohschammer, Huber, Oischinger, Pichler, Baader, Lassaulx; Günther ꝛc.) ausgeübt worden, — daß Rom in dem heiligen Ernste, mit welchem die deutschen Gelehrten die katholische Sache erfaßten, unmöglich eine Bundesgenossin seiner reaktionären Bestrebungen sehen konnte. Dies wieder jesuitisch gewordene Rom konnte sich unmöglich verbergen, daß für die Ausbreitung seiner mittelalterlichen Tendenzen deutsche Gelehrsamkeit, selbst ohne und noch vielmehr mit korporativem Bewußtsein, nur ein Hemmschuh sein mußte, daß seinen Zielen Hirtenbriefe förderlicher waren, wie einen der Erzbischof von Trient zur Jubelfeier des 1563 beendigten Tridentiner Koncils erließ, und in welchem unter Anderm der Protestantismus eine Synagoge des Satans, ein Belialdienst und Luther ein Empörer gegen die Kirche Jesu Christi aus unmoralischen Gründen genannt wurde, um den sich bald die verworfensten Menschen von ganz Europa schaarten. Man hielt es sogar in Rom für geboten, mit echt mittelalterlichen Vorsichtsmaßregeln wider den Geist der Zeit ankämpfen zu sollen. Der Präfekt der Indexkongregation, Kardinal Altieri, richtete im päpstlichen Auftrage an alle Bischöfe

des Erdkreises ein Rundschreiben, worin er sie ermächtigt und auffordert, kraft eines Mandates Leo's X. vom 26. März 1525 alle verderblichen Bücher, welche in ihren Sprengeln erscheinen oder verbreitet werden, zu proikribiren und zu unterdrücken — Rüstzeug aus Bogen und Pfeilen bestehend im Zeitalter der ausgebildetsten Feuerwaffen!

Noch mehr aber, als Alles dies, bewies die am 8. December 1864 an alle Bischöfe der Kirche erlassene Encyclica, daß Pius IX. viel zu sehr von den mittelalterlichen Ideen des Papstthums erfüllt und durchdrungen ist, als daß er das rechte Verständniß für die Bedürfnisse der Jetztzeit haben und auf irgend eine Transaktion mit dem neuen Staatsrecht und den neuen kirchlichen Bestrebungen freiwillig eingehen kann. Er zeigt sich als ebenso schroff und feindselig dem modernen Staatsleben überhaupt wie der Revolution und dem wirklichen Unglauben. Pius IX. erhebt sich in diesem Rundschreiben, welches nicht bloß eine approbirte Rekapitulation aller seiner früheren Allokutionen seit 1846 ist, welches zu gleicher Zeit auch als eine aus unfehlbarer Feder geflossene Sanktion der jesuitischen Umtriebe in aller Herren Ländern betrachtet werden muß, zunächst gegen jene Irrthümer, welche darauf ausgehen, die Einwirkung der Kirche auf die Individuen und die Nationen zu beschränken und den nothwendigen Einklang zwischen der religiösen und weltlichen Macht zu stören. Dieser Einklang gipfelt sich natürlich darin, daß nichts den Fürsten und Königen zu größerem Nutzen und Ruhme gereichen könne, als wenn sie die katholische Kirche von ihren Gesetzen Gebrauch machen lassen und Niemandem erlauben, ihrer Freiheit entgegenzutreten; daß sie selber auch, wenn es sich um die Sache Gottes handele, nach seiner Anordnung sich bemühen, den königlichen Willen den Priestern Christi unterzuordnen, nicht vorzuziehen. In den Augen der Kirche könne überhaupt nur derjenige Staat volle Gnade finden, in welchem unter Ausschluß aller andern Kulte die katholische Kirche Staatsreligion sei und ihr das Recht eingeräumt werde, gegen die Verletzer ihrer Gesetze mit zeitlichen Strafen einzuschreiten, in welchem die Immunität der Kirche und der kirchlichen Personen anerkannt, das Placetum regium aber verworfen sei, in welchem ihr namentlich die oberste Leitung der öffentlichen Schulen, in denen die Jugend eines christlichen Staates erzogen wird, zukomme ꝛc.; denn die Unabhängigkeit der weltlichen Macht von der geistlichen müsse als verabscheuungswürdiger, verderblicher Irrthum bezeichnet werden. Trennung von Staat und Kirche — konfessionsloser Staat und die nothwendigen Folgen desselben, Freiheit der Gewissen und der Kulte, seien unzweifelhaft gottlose Lehren. Alle Ansichten, Lehrsätze, Behauptungen, die in neuerer Zeit von katholischen Philosophen, Theologen, Rechtslehrern, Staatsmännern ausgesprochen worden sind, um der Philosophie und Theologie eine gewisse Unabhängigkeit von der in Rom jetzt herrschenden Scholastik zu wahren und dem Staate die ihm gebührenden Rechte in Sachen der verschiedenen Konfessionen, der Schule und Kindererziehung, der Eheschließung ꝛc. zu sichern, werden hier als verderbliche Irrthümer dokumentirt, als z. B. wenn Einige sagen: „Die Dekrete des heiligen Stuhls und der römischen Kongregationen hemmen den freien Fortschritt der Wissenschaft" — „Die Methode und die Principien, mittelst deren die alten scholastischen Gelehrten die Theologie kultivirt haben, passen nicht mehr zu den Anforderungen unserer Zeit, noch zu dem Fortschritt der Wissenschaft". In Rom erkennt man überhaupt nur jene Zeiten als zu Recht bestehend an, in welchen noch diese Stufenleiter galt: Die Völker in den Händen der Fürsten, die Fürsten unter der Autorität des Papstes. Niemand wird es endlich Wunder nehmen, wenn der Schlußartikel des Syllabus, einer Beilage der Encyclica, — in welchem die in letzterer ausgesprochenen allgemeinen Grundsätze in bestimmt formulirte Sätze auseinandergelegt sind, — wörtlich nach der von P. Schrader gegebenen Umstellung, also in positiver Fassung, lautet: „Der römische Papst kann und darf sich mit dem Fortschritt, dem Liberalismus und der modernen Civilisation nicht versöhnen und vergleichen".

Es kann doch wohl kein Zweifel mehr darüber sein, daß die Lehren, welche die Jesuiten in ihrer „Civiltà cattolica" unter den Katholiken zu verbreiten suchen, und die Lehren, welchen Pius IX. in und nach seiner Encyclica vom 8. December 1864 huldigt, wie ein Ei dem andern gleichen. Die Lehren selbst aber sind hinter der gesammten modernen Weltanschauung weit zurückgeblieben, sie mußten deshalb auch von Anfang an diejenigen unter den Katholiken, welche neben der Treue für ihre Kirche auch noch ein Verständniß der gegenwärtigen und vergangenen Zeit sich bewahrt hatten, tief betrüben; denn es gehörte die ganze Blindheit eines überhitzten Fanatismus dazu, um die ungeheure Gefahr zu übersehen, die damit für die Autorität der katho-

lischen Kirche entstehen mußte. Es begannen denn auch alsbald alle unabhängigen, freisinnigen Journale in ihren Recensionen der Encyclica und des Syllabus auf die tiefe Kluft zwischen dem modernen und ultramontanen Geiste aufmerksam zu machen; sogar die ruhigen unter den katholischen Blättern zeigten oder ließen zum wenigsten ihren Unwillen über eine solch plumpe Kampfweise wider die bestehenden religiösen, sittlichen und socialen Ideen durchblicken. Uebrigens war im Großen und Ganzen die Encyclica, so weit man von ihrer Wirkung redet, ein Schlag ins Leere. Gelegentlich verbot eine Regierung die bischöfliche Proklamation derselben an die Diöcesanen, gelegentlich schrieben ein paar Gelehrte Gegenbroschüren; im Allgemeinen aber rief sie nur spöttisches Lächeln hervor, denn der Vertreter des Indifferentismus und der Verächter der Bedeutung römischer Anathemen für die Gegenwart waren zu viele.

Wahrscheinlich lag gerade in dieser kalten Aufnahme der Encyclica für Rom ein Reiz zu neuen Schritten. Rom, das die wachsende Macht des Ultramontanismus besser überschaute als seine sorglosen Gegner, wollte und durfte eine solche Sorglosigkeit nicht unausgenützt vorübergehen lassen. Dazu benutzte man auch die Feier des Centenariums Petri im Juni 1867. Einmal nahm man neben andern einen Mann, dessen einzige Empfehlung in seiner heftigsten Verfolgungssucht aller Ketzer (acerrimus persecutor haeresum) bestand, nämlich den spanischen Inquisitor Peter Arbues unter die Heiligen der Kirche auf — wie zum bittersten Spott auf die moderne Civilisation und Toleranz; sodann ließ man sich von den zur Feier eingetroffenen Bischöfen die devoteste Obedienz der katholischen Welt dokumentiren. In einer Adresse an den Papst erklären die Bischöfe: sie stimmen Allem zu, was der Papst gethan, was er gesagt habe; sie verurtheilen Alles, was er verurtheilt habe (also auch alle Sätze des Syllabus). Sie rühmen die Festigkeit, mit welcher er die Rechte des heiligen Stuhles vertheidigt, die Irrthümer bekämpft, den Mächtigen die Wahrheit ins Gesicht sagt. Und da der Papst die Berufung eines ökumenischen Koncils in nahe Aussicht gestellt, konstatiren sie ihre Freude hierüber und ihren Glauben an das Koncil, das sie ein großes Werk der Einheit, der Heiligung und des Friedens nennen, welches der Kirche einen neuen Glanz verleihen werde. Daß das Koncil nur zu dem einen Zwecke sollte eingerufen werden, um die Dogmatisirung der Unfehlbarkeitslehre zur Heilung der verwundeten Christenheit bewerkstelligen zu können, das verschwiegen weislich Papst und Kurie; nur die Jesuiten der „Civiltà cattolica" streckten alsbald in Bezug auf diese verschwiegenen Wünsche ihre verschämten Fühler aus, indem sie Geistliche wie Laien aufforderten, auf dem Altar St. Peters das Gelübde abzulegen, an die Unfehlbarkeit des Papstes zu glauben und dafür sogar mit dem Leben einzustehen.

Die Bulle „Aeterni Patris Unigenitus Filius", welche die katholischen Kirchenfürsten zu einem ökumenischen Koncil auf den 8. December 1869 nach Rom berief, war am Peter- und Paultag des Jahres 1868 unter besondern Feierlichkeiten veröffentlicht worden und darin als Tendenz des Koncils eine allgemeine religiöse Anregung und ein sittlich religiöser Kampf gegen den Unglauben und gegen das Idol eines omnipotenten Staates bezeichnet. „Dieses ökumenische Koncil — so besagt das Aktenstück — hat mit der größten Sorgfalt zu untersuchen und zu bestimmen, was in diesen schweren und harten Zeiten zur größeren Ehre Gottes, zur Erhaltung des Glaubens, zur Schönheit des Gottesdienstes, zum ewigen Heile der Menschen, zur Disciplin des regulären und weltlichen Klerus, zu dessen heilsamer und gründlicher Belehrung, zur Beobachtung der kirchlichen Gesetze, zur Verbesserung der Sitten, zur christlichen Erziehung der Jugend, für den gemeinsamen Frieden und die allgemeine Eintracht am zweckmäßigsten geschehe. Wir müssen auch nach Kräften unter dem Beistande Gottes darnach streben, alles Unheil von der Kirche und der bürgerlichen Gesellschaft fern zu halten, die unglücklichen Verirrten auf den rechten Pfad der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des Heils zurückzuführen, dem Laster Einhalt zu thun und den Irrthum zurückzuweisen, auf daß unsere erhabene Religion und ihre heilsame Lehre in der ganzen Welt neue Kraft erlange, daß sie sich jeden Tag mehr verbreite und ihre Herrschaft wieder erlange, und daß auf diese Weise die Frömmigkeit, die Rechtschaffenheit, die Gerechtigkeit, die Liebe und alle christlichen Tugenden zum größten Segen der Menschheit zur Kraft und Blüthe kommen mögen...." Die Vertrauensmänner, welchen die konciliarischen Vorarbeiten übertragen wurden, wurden dem Jesuitenorden oder doch Kreisen entnommen, die in geistiger Blutsverwandtschaft zur Gesellschaft Jesu standen. Der Papst berief unter Andern Schrader, Schwetz, Danko aus Wien, Hergenröther, Hettinger aus Würzburg, Monfang aus Mainz, Molitor aus Speier, freilich auch — zu

Nebenarbeiten und nur um den Schein der Universalität zu wahren — einen Hefele und Haneberg. Es widmeten Manning, Reisach, Bilio, Panebianco, Barnabó, Patrizi, der Jesuit Perrone, der Dominikaner Spada, Cardoni, Bartolini, Biondi, Talbot ꝛc. dem vielversprechenden Werke ihre Thätigkeit. An das päpstliche Sendschreiben knüpften die Ultramontanen aller Orten ganz überschwängliche Erwartungen. Sie knüpften an dasselbe die Erwartung eines allgemeinen Versöhnungsfestes, den Eintritt des goldenen Zeitalters für die Kirche. Im Geiste sahen sie schon die Geladenen herbeieilen, berathen, mit voller Unanimität beschließen und ein Gesetzbuch schaffen, durch welches der wunden Welt einzig die Heilung beigebracht werde*).

Dr. E. Zirngiebl.

Abrechnung mit Frankreich. II. V. Lothringen. Das deutsche Volk hat das Glück oder Unglück, rings um sich her Vor- und Mittellande zu haben, in welchen die deutsche Art und Sprache in fremde Art und Sprache übergeht. Diese Uebergangsländer gehören politisch bald zu einem deutschen, bald zu einem Nachbarstaat. Es sind dies Schleswig, West- und Ostpreußen, russische Ostseeprovinzen, Posen, Oberschlesien, Böhmen und Mähren, Ungarn und Siebenbürgen, Kroatien, Kärnthen, Krain und Istrien, Südtyrol, italienische und französische Schweiz, Elsaß, Lothringen, Luxemburg, Belgien. Dadurch ist das Centralvolk Europa's nicht bloß mit den drei Hauptrassen des Welttheils, sondern fast mit all ihren Völkern unmittelbar verwachsen. Was in Deutschland vor sich geht, pflanzt sich durch diese seine Vorlande sofort nach ganz Europa hinüber: umgekehrt bleibt Deutschland selten von einer großen Bewegung verschont, es sei denn, sie äußere sich bei den Spaniern oder Norwegern oder Türken.

Diese Stellung ist gut, wenn Deutschland stark und mächtig ist. Sobald dies nicht der Fall, mit andern Worten, sobald Deutschland uneinig ist, entwickeln sich aus jenen Um- und Vorlanden allerlei Nachtheile und Gefahren. Wir haben jetzt ein sprechendes Beispiel in unserm Südosten.

Die Wuth aber, welche österreichische Völker gegen ihre deutschen Schul- und Zuchtmeister beseelt, — der tückische Grimm, welchen die Nationalrussen an den Ostseedeutschen auslassen, — das Vorrücken der Wälschen in ein paar Dörfer Südtyrols, — selbst der Sprachdruck im Elsaß und in Belgien ruft bei uns Widerstand oder wenigstens Spannung und Mitgefühl hervor. Nur unsere lothringer Landsleute sind von uns verlassen und vergessen, sie sind wie Völkerdünger dem Wälschen hingeworfen. Kein Mensch kümmert sich darum.

Und doch gab es 350,000 deutscher Landsleute noch vor ein paar Menschenaltern in Lothringen, und nachdem die Franzosen schon so viel zu ihres eigenen Volks Verstärkung davon abgearbeitet haben, sind noch immer 300,000 deutsche Lothringer übrig, dicht an der preußischen und bayerischen Grenze, welche wie preisgegeben sind und hinausgestoßen unter die Wälschen, gerade als wären sie ganz niedriges und verkommenes Volk, welches nicht werth sei, daß man noch daran denke. Nur die Geographen verzeichnen in ihren Werken den ehemaligen Bestand unseres Sprachgebiets in Lothringen.

Was ist der Grund dieser auffallenden Gleichgültigkeit? Es begegnete dem Verfasser dieser Blätter, daß ihn ein Mann, welchem er seit Humboldts und Buckle's Tode keinen vielkundigen Gelehrten zur Seite zu stellen wußte, einmal fragte: wie weit denn eigentlich das deutsche Gebiet in Lothringen gehe? Ob die Russinen ein ächt eigenes Volksthum haben, und woher die Albanesen stammen, wird bei uns untersucht: der Deutschlothringer erinnert man sich nicht. Es scheint beinahe, man habe alle Hoffnung aufgegeben, daß wir in ihrem Lande jemals nur das Geringste wieder zu sagen hätten.

Die Europa erschütternde Gewalt der deutschen Waffen hat in diesen Tagen eine andere Lehre aufgestellt. Ihre großen Siege nöthigen uns, daß wir nach unsern alten Landsleuten in Lothringen wieder umsehen und fragen, warum denn dieses Land über tausend Jahre zu Deutschland gehörte, und ob es aus guten Gründen seit einem und ein viertel Jahrhundert zu Frankreich gehören muß?

Ein Blick auf die Karte verneint klar und entschieden die letzte Frage, denn

1) alle lothringischen Flüsse laufen nach Norden, und zwar aus Frankreich hinaus nach Deutschland hin. Man soll sich aber wohl hüten, die oberen Flußläufe in Händen eines fremden Volks zu lassen. Denn wie das Wasser

*) Vorliegender Aufsatz ist im Lauf des Juni geschrieben worden. Obgleich nun die Entscheidung inzwischen gefallen, dürfte eine historische Darstellung der oppositionellen Bewegung, die auch in Zukunft wohl noch berufen ist, eine Rolle zu spielen, Anspruch auf Interesse haben.

abwärts läuft, ziehen seine Gedanken mit ihm und trachten immer, das weiter unten liegende Land auch zu erobern.

2) Das lothringer Land paßt nicht zu dem Gebiet und Beruf, welche die Natur den Franzosen angewiesen. Frankreich hat seine Stellung zwischen Ocean und Mittelmeer. Dorthin öffnet sich sein fünfgliedriges Flußsystem des Adour, der Garonne, Loire, Seine und Somme; hierhin öffnet sich das Rhonethal. Beide Theile ergänzen sich und schließen sich ab. Das Gebiet aber, welches Frankreich von Deutschland abgerissen, hat mit jenen beiden nichts zu thun, und sein Besitz dient nur dazu, die Franzosen immer mehr in Eroberungsgedanken nach Deutschland hineinzuziehen. Es ist doch gewiß eine Mahnung der Natur, daß im selben Grade, als die Franzosen ihr Streben nach Deutschland hin richteten, sie ihre überseeischen Besitzungen verloren.

3) Die Naturgrenze, welche Lothringen von Deutschland scheidet, ist in dem lang sich hinziehenden rauhen und unwegsamen Waldgebirg der Argonnen auf das Deutlichste gezogen. Alle Gewässer jenseits fließen Frankreich zu, die Seine, Aube, Marne, Aisne, Aire, Oise. Alles, was diesseits entspringt, geht zur Maas, Mosel und Saar.

Dieser Natur und Lage des Landes entspricht seine Volksart. Die Westhälfte war vom Anfang an überwiegend wälsch. Vom Osten her aber wogte, weil keine Naturgrenze hinderte, deutsches Volk herein und breitete sich aus zwischen Mosel und Vogesen. Insbesondere das Saargebiet zog die Deutschen an, sie nahmen es ein bis zu den obersten Quellen und Nebenflüssen. Allein auch in der Westhälfte wollten die Einwohner niemals mit Frankreich ein Land und Volk sein: sie nannten sich Lothringer und nicht Franzosen. Erst die Revolution und das erste Kaiserreich ließen hier ein stolzes französisches Bewußtsein die Oberhand gewinnen.

Der Natur und Lage des Landes entspricht auch seine Geschichte. Für die Nachkommen Karl des Großen war es lange streitig, wohin es gehörte. Sobald aber das deutsche Reich unter den sächsischen Kaisern glorreich und gefestigt da stand, war Lothringen beständig ein Fürstenthum des deutschen Reichs. Seine Herzöge erschienen treulich im Kriegsgefolge wie auf den Reichstagen unserer Kaiser und glänzten unter den vornehmsten Fürsten. In der Nähe von Dom Rémy, wo die Jungfrau von Orleans geboren wurde, setzten Kaiser Heinrich II. und der französische König Robert die Grenzsteine zwischen Deutschland und Frankreich: sie sollen noch zu sehen sein. Erst als die Kaiser aus dem Hause Luxemburg und Habsburg die kaiserliche Macht und Regierung nach dem Osten Deutschlands, nach Prag und Wien, verlegten, änderte sich die Politik der lothringer Fürsten. Sie wendeten sich der aufgehenden Sonne Frankreichs zu und folgten seinen Fahnen. Dies erschien jedoch mehr als ihre persönliche Liebhaberei, ihr Land und Volk beharrte bei dem deutschen Reiche. Zur Zeit Kaiser Sigmunds hatte ein französischer Prinz aus der Anjoulinie glücklich die Letzte des Namens erheirathet und dachte ihres Erblandes Herr zu werden. Gestützt aber auf den Widerstand des Kaisers und auf deutsche Soldaten, besonders aus dem Elsaß und der Schweiz, gelang es einem Seitenverwandten, die französischen Pläne zunichte zu machen und ein neues Regentenhaus zu begründen, dessen Ahnfrau jedoch eine Anjou wurde.

Auch in diesem neulothringischen Fürstenhaus bekundete sich die zwieschlächtige Stellung Lothringens. Ein Nebenzweig wurzelte nach Frankreich hinein und wurde, erfüllt von glühendem Ehrgeiz, Parteiführer in den innern Kämpfen, um die tückische Politik der Anjous zu erneuern: das waren die Guisen. Die regierende Linie aber hütete sich, es mit Frankreich zu verderben, und suchte um so festeren Anhalt als Reichsfürsten an Deutschland. Sie gehörten zum oberrheinischen Kreise, ihr Land jedoch blieb von den Gerichten, Steuern und Heerfolgen des Reichs fortan in ähnlicher Weise befreiet wie die Schweiz und die niederländischen Gebiete. Unter der fürsorglichen Pflege seiner Fürsten gedieh das schöne fruchtbare Land, und die reichen lothringischen Prinzessinnen waren von den Erbprinzen in Deutschland sehr gesucht.

Lothringens Mittelstellung zu bewahren, wurde seit Ende des Mittelalters immer schwieriger. Der französische Staat zählte damals schon 10 Millionen Einwohner. Das war mehr, als irgend ein deutscher Staat sein nannte, und diese Volkszahl fiel um so mehr ins Gewicht, als sie zu einer einzigen Masse zusammen geschlossen nur dem Könige gehorchte. Ludwig XI., der gelehrige Schüler des staatsklugen Philipp von Burgund, nur noch viel schlauer und gewaltthätiger als dieser, hatte alles Lehnsfürstenthum, das sich ihm nicht völlig fügte, ausgerottet. Die französische Politik, wiederholt von Italien abgewiesen, warf sich auf die deutsche

Grenze und nahm Besitzungen in Lothringen aufs Korn. Ein deutscher Verräther, wie ihn von gleicher Tücke und Tiefe kaum Italien aufstellte, der neue Kurfürst Moritz von Sachsen, nahm, als er den Ueberfall gegen den Kaiser plante, heimlich Geld und Hülfe vom französischen König und regte ihn an, sich derjenigen Städte zu bemächtigen, die von Altersher zum deutschen Reich gehörten, aber doch nicht deutscher Sprache seien, und sie als Vikarius des heiligen römischen Reichs zu behalten. Darauf überfiel ein französisches Heer die Bisthümer Metz, Toul, Virten und nahm durch eine Kriegslist auch die starke Festung Metz fort. Melanchthon hatte den Kurfürsten flehentlich angerufen, von jenen heimlichen reichsgefährlichen Händeln mit den Franzosen abzustehen, und Kaiser Karl V. brach es das Herz, als er Metz nicht wieder erobern konnte.

Der Verrath eines deutschen Fürsten war der Beginn des lothringer Raubes, es vervollständigte ihn eines andern Fürsten leichtsinnige Untreue gegen die eigene Heimath. Der Kardinal Richelieu hatte in Frankreich die letzte legitime Möglichkeit, dem romanischen Absolutismus zu widerstehen, vertilgt, die Hugenotten und damit das letzte Freiheitsgefühl germanischer Art ausgerottet und Frankreich gebunden und geknebelt seinem Könige übergeben, daß dieser dessen ganze Macht fühlte wie ein Ball in seiner Hand, den er hierhin warf oder dorthin. Ludwig XIV. wußte seine Stärke und brauchte sie gegen Deutschland. Im dreißigjährigen Krieg hatten König und Minister mit Lust und ohne Grauen fleißig an der Hinrichtung Deutschlands gearbeitet. Dies Spiel wurde jetzt mit einer List, Größe und Grausamkeit fortgesetzt wie von lachenden Teufeln. Wo man nicht erobern konnte, ließ man mordbrennerisch das Land zur Wüste machen, damit Oede und Schrecken den nächsten Eroberungszug erleichtere.

Ludwig XIV. stellte auch die Lüge auf, das Land bis zum Rhein gehöre von Alters und Rechts wegen zu Frankreich. Es war dies damals eine bewußte Lüge; denn die europäische Tradition, daß das deutsche Reich ebenso gut von jeher gallisches als slavisches Gebiet habe, war noch nicht untergegangen. Seitdem ist der Rheingedanke eine fixe Idee in den französischen Köpfen geworden und läßt sich nur austreiben durch so erschütternde Schläge aufs Gehirn, wie sie durch die deutschen Siege jetzt Schlag auf Schlag erfolgen, durch große blutige Siegesschlachten, wie sich ihrer Napoleon der Erste niemals rühmen konnte.

Auch Lothringen hatte Ludwig XIV. wiederholt überfallen, es auch schon 27 Jahre lang im Besitz gehabt, mußte es aber zuletzt wieder an Deutschland herausgeben. Da traf es sich, daß ein liebenswürdiger polnischer Abenteurer von Karl XII. in Warschau zum König gemacht wurde, und daß er verbannt und vertrieben noch das Glück hatte, seine schöne und sanfte Tochter vom König von Frankreich erkoren zu sehen. Für diesen Schwiegervater erhandelte der Pariser Hof das ganze Lothringen, das im polnischen Erbfolgekrieg wiederum von einem französischen Heer besetzt war. Der Erbfürst Lothringens verkaufte seine alte edle Mutter für eine glänzende Geliebte. Herzog Franz Stephan von Lothringen war Gemahl Maria Theresiens von Oesterreich geworden und dachte auch deutscher Kaiser zu werden. Er gab sein Erbland hin und nahm Toskana. Nun ließ sich der glückliche Pole Stanislaus Leszczynski gemüthlich in Nanzig nieder und überlieferte Lothringen als seiner Tochter Heirathsgut der Krone Frankreich.

In ganz richtiger Erkenntniß, welche schwankende Mittelstellung dieses Gebiet von jeher zwischen Deutschland und Frankreich einnahm, warf sich das neue Regiment mit aller Kraft und Eile darauf, Lothringen ganz und gar französisch und den übrigen Provinzen gleich zu machen. Seine ständischen und städtischen Freiheiten wurden auf allen Punkten durchlöchert und mißachtet. Als Hauptaufgabe erschien aber, die starke deutsche Bevölkerung, koste es was es wolle, zu verwälschen. Sie sollte ihren natürlichen Zusammenhang mit Deutschland, ja all ihre deutschen Erinnerungen verlieren. Sofort wurde die Allemagne, so hießen die deutschen Landestheile, eingefügt in die französische Staatsmaschine. Die deutsche Verwaltungsart mußte der französischen weichen, die deutsche Amtssprache wurde verbannt, den deutschen Bürgermeistern drohte jeden Tag ihre Absetzung, wenn sie nicht rasch genug sich französirten. Aller Uebermuth entlud sich auf diese „bêtes allemandes". Mit besonderm Haß strebte man, die deutsche Sprache rein auszutilgen, sie wurde verfolgt in der Schule, in der Kirche, in der Literatur. Es war das Alles gar nicht im Charakter der Verwaltungsgrundsätze jener Zeit und ging auch schnurstracks wider das offenbare Recht. Die deutschen Lothringer hatten ja durch keinen Aufstand ihr natürliches Recht verloren, ihr Land war nicht durch wilde Eroberung, sondern durch Vertrag an Frankreich gekommen, und in diesem Vertrage war festgesetzt, daß

Lothringen Reichsland bleiben und Sitz und Stimme auf den deutschen Kreis- und Reichstagen behalte. Folglich war doch auch die deutsche Sprache dort gerade so berechtigt als diesseits des Rheins.

Jede folgende Regierung setzte mit verstärkter Gewalt das Verwälschungssystem fort, die revolutionäre, die kaiserliche, die bourbonische, die orleanistische, am schärfsten und rohesten die neunapoleonische. Gerade als wenn Furcht und böses Gewissen dazu triebe, je lebhafter in Deutschland das Nationalgefühl wurde, um so beschleunigter arbeiteten die französischen Stampfmühlen, um das deutsche Wesen in Lothringen zu zermahlen. Keine Grenze kann argwöhnischer gegen Einfuhr fremder Waffen bewacht worden sein, als die lothringische gegen Einströmung deutschen Sinnes und deutscher Bildung.

Was ist nun das Ergebniß dieser hundertjährigen Verfolgung?

Die Ortsnamen erscheinen auf die lächerlichste Weise verwälscht, Zeitungen, Beamte und Aushängeschilde reden französisch, die Schulmeister müssen den deutschen Dorfbuben die fremde Sprache einbläuen. Eine ägyptische Nacht der Unwissenheit in Bezug auf Alles, was in Deutschland vor sich geht, lagert sich über das ganze deutschlothringer Gebiet. Die pennsylvanier Deutschen, als sie fast zweihundert Jahre jenseits des Oceans fern von ihrem Mutterlande gelebt hatten, konnten nicht seltsamere Vorstellungen von Deutschland haben, als jene Landsleute dicht an unsern Grenzen.

Es war hohe Zeit, daß die deutschen Heere sich im donnernden Siegeslaufe durch die herrlichen Gauen zwischen der Maas und den Vogesen ergossen und die französischen Heere zu Boden warfen. Denn in den letzten Jahrzehnten machte die Verwälschung in der That rasche Fortschritte. In einer Menge von Gemeinden nahm das französisch Sprechen überhand und, was besonders bedenklich, die strebsame Jugend that es darin den älteren Leuten zuvor. Bei alledem mag von allen Deutschlothringern kaum ein Siebentel verwälscht sein. Gut 300,000 Deutsche wohnen noch diesseits der Sprachgrenze in Lothringen.

Um sich aber Größe und Wohlhabenheit dieses deutschen Gebiets anschaulich zu machen, ziehe man — das Stückchen Französisch-Luxemburg hinzugerechnet — eine Linie von Longwy bis auf die Mosel, etwas unter Diedenhofen (Thionville), von da bis zu den Seen zwischen Chateau-Salins und Saarburg, endlich von diesen Seen bis zum obern Breuschthal in den Vogesen, etwas südlich vom Donongipfel. Diese Linie gibt im Ganzen und Großen die Sprachgrenze (s. d. Karte) an: vieles Einzelne, was halb oder ganz französirt worden, namentlich in Städten an den großen Straßen, liegt hüben und drüben.

Wohl wäre es unserer nationalen Ehre ein Schlag ins Angesicht, wenn wir diese 300,000 Landsleute unter den Händen der Franzosen ließen. Mit Deutschland vereinigt, unter guter Verwaltung, wiedergegeben ihrem natürlichen wirthschaftlichen Verkehrsgebiet, wie bald würde ihre Anzahl sich verdoppeln!

Bedenken wir auch, der Elsaß und seine Vogesenmauer lassen sich leichter jenseits auf der lothringer Ebene, als in den Schluchten des Waldgebirgs vertheidigen.

Die Sprachgrenze schließt die deutsche Reichsstadt Metz aus. Sollen wir nun so arge Philologen sein, bloß deshalb die deutsche Reichsstadt, diese wichtige Stadt aufzugeben? Hören wir eher darauf, wie des Sonntags und an den Wochenmärkten das deutsch sprechende Landvolk aus der Umgegend nach Metz hinein strömt. Erinnern wir uns, daß dort auf einem der glänzendsten und bedeutendsten deutschen Reichstage die goldene Bulle Karls IV. verkündigt wurde, und die deutschen Kaiseradler noch auf den Kapellenthürmchen sitzen, neben dem Platze, der jetzt noch der Napoleonsplatz heißt. Vergessen wir nicht, daß weithin rings um Metz der Boden gedüngt ist vom Blute unserer Tapfern, geheiligt durch die Gräber unserer Söhne und Brüder. Sollen wir diesen geweihten Boden schänden lassen von dem Frevelmuth der Franzosen?

Die sehr starke Festung Metz liegt dicht vor unserer Grenze. Mit den andern beiden Festungen Toul und Diedenhofen zur Seite, wäre Metz für uns eine beständige Bedrohung und für einen später einmal sich wiederholenden Einmarsch, wo Frankreich sich besser ausgerüstet hätte, eine gefährliche Front.

Behielten wir aber Metz, so ließe sich der Mosellauf nicht entbehren. Denn gerade das linke Ufer dieses Flusses ist so erhöhet, daß es die Gegend beherrscht. Unterhalb Toul aber gibt es in dem breiten Waldgebirg viel Hindernisse für das Vordringen eines Heeres. Wir müßten also auch Nanzig behalten, und es bliebe zuletzt nichts übrig, als unsere Grenze wieder bis zu dem Waldgürtel der Argonnen vorzuschieben. Dann hätten wir allerdings eine gute Grenze gegen Frankreich; wir hätten eben nur unsere ehemalige natürliche Grenze wieder

erreicht. Erst jenseits derselben beginnt das große Pariser Seinebecken, welches ein einheitliches Gebiet bildet und mit dem lothringer Maas- und Moselgebiet keine natürlichen Beziehungen hat.

Da hätten wir denn freilich den Grundsatz der nationalen Grenzen verletzt. Doch vielleicht könnte eine Ausnahme gerade für diesen lothringer Strich zuletzt auf Zustimmung hoffen von allen Nächstbetheiligten. Deutsche Art ist es nicht, eine fremde Sprache und Volksart mit Gewalt zu unterdrücken. Im Gegentheil, es würde uns freuen, wenn Nanzig, die schöne Stadt, die überall auf sonnige Fluren und grüne Anhöhen blickt, ein zweites Genf würde, eine Stadt, in welcher sich die solidere französische Bildung sammelte, da der Ruhm des alten schweizer Genfs zu erlöschen scheint. Die Lothringer aber, wenn der erste Stoß und Riß verwunden wäre, würden am Ende mit dem Tausche gar nicht so unzufrieden sein. Nirgends in Frankreich hätten wir mehr als bei ihnen auf freundliches Entgegenkommen, auf Verständniß unserer deutschen Sitte und Bildung zu rechnen. In Paris weiß man unsere Literatur und Wissenschaft bloß plump auszubeuten. Die Lothringer sind noch im Stande, sich gründlicher mit ihr zu beschäftigen. Im untern Rhonethal, noch mehr in der Normandie, vor allen aber bei den Lothringern ist der Herd jener Bestrebungen, deren Erfolg allein Frankreich heilen kann, nämlich die Decentralisation. Denn nimmer haben sie vergessen, daß ihr Land von Natur und Geschichte bestimmt ist, eine Mittelstellung zwischen Deutschland und Frankreich einzunehmen, und daß sie deshalb einer gewissen provinziellen Selbstständigkeit bedürfen. Das Pariser Regiment ist ihnen grundverhaßt, und die Napoleonische Wirthschaft noch mehr. In irgend einer Weise mit Deutschland verbunden, könnten sie ihre lothringer Eigenart frisch und gedeihlich wieder entfalten.

VI. Elsaß. Wenn man vom Rhein links zu den Vogesen und rechts zum Schwarzwalde sieht, überschauet man eine der schönsten Stellen auf unserer Erde. Nur sehr wenige Länder gibt es, die so schön und anmuthig geschmückt sind, so sonnig hell und zugleich immer durchweht von frischer heilsamer Luft, deshalb so reich an Frucht und Gütern aller Art, deshalb so bevölkert von fröhlichen, gescheidten, rastlosen Leuten, deshalb so geweihet durch eine uralte Geschichte und durch edle und große Menschen, die hier einst lebten und wirkten. Beide Uferlande sehen sich zum Verwechseln ähnlich, sie zeigen gleichen Anbau, gleichen Charakter in Volk und Städten und Dörfern. Sie sind zwischen ihren langen Bergwänden wie ein einziger weiter Festsaal, durch dessen Mitte ein langhin schimmernder Silberteppich gelegt ist.

Und dennoch von einander gerissen? Dennoch zwei feindlichen Staaten angehörig?

Ihre Trennung war kein leichtes Werk. Sie geschah nicht auf einmal, sondern in einem wohl durchdachten Gewebe von List, Gewalt und Unterdrückung, die hundert Jahre lang immer wiederkehrten. Lothringen ging durch zwei von einander weit entlegene Handlungen verloren, der eine Theil durch den Hochverrath des neuen sächsischen Kurfürsten, der zweite durch den verbrecherischen Leichtsinn seines eigenen Erbprinzen. Zu Entschuldigung hatten beide wenigstens so viel, daß sie hauptsächlich nur wälsches Land opferten. Elsaß aber ist ganz deutsch, es ist von Frankreich abgeschieden durch eine lange Gebirgsmauer, es hat mit Frankreich von Natur aus gar keinen Verkehr und ist allein auf das Rheinthal und übrige Deutschland angewiesen. Um so unnatürlicher ist die Abreißung, um so schwerer zu verstehen, wie dieser breite französische Einbruch in unser altglorreiches schönes Rheinthal möglich wurde.

Mit Ludwig XIV. begann das Werk, der Konvent beendigte es, durch den Wiener Kongreß wurde es besiegelt. Möglich aber war es nur durch die unselige Art kleiner und kleinster Staatsbildungen, wie sie in diesem gesegneten Lande wahrhaft wucherten. Da gab es eine Reihe wohlhäbiger Reichsstädte, da gab es grundreiche Bischöfe und Reichsprövste, da gab es Reihen von Fürsten, Grafen und Herren, und es fehlten auch die unabhängigen Reichsritter nicht, große Landestheile endlich waren noch im kaiserlichen Besitz. Der Elsaß war eine Musterkarte von historischem Eigenthum und deutscher Eigensucht: daran ging er zu Grunde.

Zuerst mußte das deutsche Reich als Preis des Friedens 1648 die alten Besitzungen unserer Kaiser im Elsaß, auf denen die Hohenstaufen so gerne gewohnt und gejagt und getagt, abtreten, nämlich die Landgrafschaft im Obern und Untern Elsaß, und die Voigteien über die Reichsstädte Kolmar, Schlettstadt, Hagenau, Weißenburg, Landau und noch fünf kleinere. Der französische König trat an des Kaisers Stelle. Warum sollte er auch nicht? Deutsche und schwedische Kriegsknechte hatten ja im französischen Solde den Elsaß fürchterlich zugerichtet, ein deutscher Prinz, Bernhard von Weimar, hatte das Land

für Frankreich erobert. Als der geniale junge Fürst und seine deutschen Hoffnungen vom Oberrhein französischem Gift erlagen, ging sein Heer an die Krone Frankreich über und mit ihm das schöne vielbesungene Land.

Die kaiserliche Voigtei über die zehn elsässischen Reichsstädte enthielt nichts weiter als die Oberherrlichkeit, Wohnungsfreiheit und eine Anzahl kleiner nutzbarer Rechte. Allein wie ganz anders wußte der König von Frankreich diese Erwerbtitel auszubeuten! Die Reichsstädte wurden eingeschnürt, daß ihnen der Athem verging. Unter des Würgers Händen nur einmal Luft zu schöpfen, ergab sich ihm eine nach der andern und sagte sich für immer los vom deutschen Reiche.

Noch stand die große Reichsstadt Straßburg in alter Freiheit da. So lange diese mächtige deutsche Burg ungebrochen, so lange gehörte Elsaß noch zu Deutschland. Da zogen plötzlich im tiefsten Frieden 1681 französische Truppen ins Thor und erklärten: Straßburg wäre eigentlich im westfälischen Frieden mit den andern Reichsstädten abgetreten, sein Name wäre nur vergessen. Der Bischof studirte eine Begrüßungsrede voll langathmiger Floskeln, der Rath war wie vor den Kopf geschlagen, die Bürgerschaft murrte, nur ein alter Schneider fragte: ob man denn die Kanonen auf den Wällen nicht laden könne?

Alsbald folgte das verruchte Rechtsspiel der Reunionskammern. Die französischen Beamten bewiesen der staunenden Welt, daß man aus längst vergessenen Rechten, über welchen eine neue Welt emporgewachsen war, noch glänzende reale Erfolge machen könne. Sie verneinten einfach die rechtshistorische Veränderung, die im stillen Lauf der Jahrhunderte vor sich gegangen. Die Fürsten und Grafen und die Herren Reichsritter, die Aebte und Pröpste und Komthure wurden vorgeladen, zu beweisen, daß sie nicht des Königs Unterthanen seien, sondern freie Männer des deutschen Reichs. Sie mußten ihre vergilbten Pergamente zum Gerichtshof der Reunion schleppen und froh sein, wenn er bloß diese behielt und nicht auch ihre Besitzungen dem König verfallen erklärte. Durch solche Künste wurden in Elsaß und Lothringen eine Menge Herrschaften, Städte und Dörfer unter des Königs Hoheit gestellt. Sein sogenanntes Souveränetätsland erstreckte sich bis zur Queich in der Rheinpfalz.

Nach solchen Thaten hinterließ Ludwig XIV. Frankreich 23 Millionen stark, und noch mehr zusammen geschmiedet als früher. Auf den ungeheuren Druck folgte der ungeheure Ausbruch in der Revolution, und die errungene Volksfreiheit endigte im Heißhunger nach Ruhm und Länderraub. Der Konvent zog die letzten elsässer Gebiete der Fürsten, Grafen und Herren, die noch mit dem deutschen Reiche zusammenhingen, ohne Weiteres ein, und der Protest von Kaiser und Reich klang nur noch wie ein Seufzer, der in Paris mit Gelächter beantwortet wurde. Bald ging das ganze linke Rheinufer an Frankreich über, bald folgten die Eroberungen Napoleons. Im Jahr 1812 hatte er 50 Millionen Menschen unmittelbar unter seinem Scepter versammelt.

Aber es folgten auch die deutschen Freiheitsschlachten und der siegreiche Einzug in Paris. Unsere Fahnen flatterten wieder von der Höhe des Straßburger Münsters. Daß sie jemals wieder herunter sollten, daß nicht bloß Metz, sondern auch die gewaltige Festung Straßburg auf deutschem Boden uns ein Schwert in der Seite bleiben sollte, — das ahnte damals kein Einziger von all den hunderttausend deutschen Männern, welche den Einzug in Paris feierten. Allein es kam doch so. Nach all den deutschen Siegen war dies die stärkste Schmach, der größte Verlust, welche Deutschland erfuhr.

Den Russen und Engländern hatten wir es zu verdanken.

VII. Andere Rechnungsposten. Nicht bloß an Land und Leuten, auch an baarem Geld haben wir mit den Franzosen endlich einmal gründlich abzurechnen. Sie sollen vollständig zahlen, was uns der gegenwärtige Krieg kostet, und das aus zwei Gründen.

Sie — d. h. nicht bloß ihr Kaiser, sondern ohne Frage das ganze jauchzend ihm zustimmende Volk — haben uns ohne allen Anlaß, bloß aus Raub- und Ruhmsucht in einen Krieg gestürzt voll unabsehbarer Opfer.

Die Opfer, die wir bringen müssen, sind andere und edlere, als die Franzosen sie kennen. Denn unsere Soldaten und Offiziere sind aus der Blüthe des Volkes genommen, die französischen Soldaten und Offiziere aber nur eine Art von verhärtetem Auswurf der Nation. Unsere Heere sind das Volk selbst in seiner besten Manneskraft, die französischen Regimenter — die Mobilgarde ist ja kaum zu rechnen — haben sich wieder in Söldner und Landsknechte verwandelt, die ihre Haut verkaufen und auf kein Familienleben mehr rechnen. Der französische Offizier kennt keine andere Heimath mehr als

sein Regiment, aber eine anständige Dame scheuet sich, mit ihm über die Straße zu gehen, wenn er in Uniform ist. In einem solchen Heere konnten Turkos Kameraden sein.

Es ist aber noch in Aller Gedächtniß, wie entsetzlich die Franzosen in den Kriegen der Republik und des ersten Napoleon zwanzig Jahre lang unser Land bis aufs Blut aussaugten, mit welch reichem Erfolg sie officiellen Raub und Privatraub betrieben. Rechnete man einmal all die Kontributionen zusammen, welche sie damals erbarmungslos aus den deutschen Ländern erpreßten, so würde eine so ungeheure Summe herauskommen, daß Alles dagegen gering erschiene, was Frankreich 1814 und 1815 zahlen mußte. Mehr aber noch stahlen die Einzelnen. Die Generäle und Obersten, die Kriegs- und Civilkommissäre, die Offiziere und Soldaten, Alles stahl, stahl täglich bis zum letzten Fußknecht hinunter. Jeder Krieg aber, welchen die Franzosen auf deutschem Gebiete führten, trug denselben Charakter als Raubkrieg im Großen und Kleinen. Das geht bis in die Zeit des dreißigjährigen Krieges hinauf, und man kann in Wahrheit sagen, Frankreich ist durch Plünderungen an den Deutschen reich geworden. Von dem großen Kapitalreichthum, den die mittleren und höheren französischen Familien besitzen, rührt noch jetzt ein ansehnlicher Theil ursprünglich aus deutschem Raube her.

Wir werden natürlich nicht mehr darauf zurückgreifen, jedoch das liegt zu Tage, daß die Franzosen, was die Kosten des gegenwärtigen Kriegs betrifft, keinen Anspruch auf gütige Schonung haben.

In erster Reihe stehen die baaren Auslagen für Ausrüstung und Verpflegung all der Hunderttausende Soldaten, die nach Frankreich gezogen und die zu ihrem Ersatz in Deutschland unter die Fahnen getreten. Dazu kommen die Reise- und Verpflegungskosten der Verwundeten und der Gefangenen.

In zweiter Linie stehen die Entschädigungen für direkte Verluste, welche durch feindliche Handlungen während des Krieges den Deutschen zugefügt wurden, als da sind die Kapereien von Schiff und Gut, die Bombardirung von Saarbrücken und Kehl, die großen Verluste unserer aus Frankreich ausgetriebenen Landsleute, die Verluste anderer Deutschen, die dort mißhandelt und um ihr Vermögen gebracht wurden.

Welche Familien aber erleiden den größten Verlust? Die, deren Ernährer im Felde geblieben, oder zu Krüppeln geschossen sind. Wenn irgendwo eine angemessene Entschädigung recht und billig, so ist sie es in diesem Fall.

Damit hängen die Leibrenten zusammen, welche den im Felde invalid Gewordenen zu zahlen sind. Auch diese geben nur geringen Entgelt für einen Schaden, welchen der Feind angerichtet hat, und es ist billig, daß er dafür einstehe.

Es sind das Grundsätze, die vielleicht hart oder ungewöhnlich klingen. Allein endlich einmal muß man den Herrschern und Völkern, welchen es wieder gelüsten sollte, einen offenbar ungerechtfertigten Krieg anzufangen, doch durch ein Beispiel zeigen, daß sie für das Unheil, welches sie anrichten, zahlen müssen mit ihrem eigenen Gelde. Der gegenwärtige Krieg aber ist in seinem ganzen Grund und Beginn nichts Anderes als ein ungeheurer Frevel der Franzosen. Wir gehen deshalb noch einen Schritt weiter und verlangen, daß sie auch die Einbußen vergüten, die unser Nationalwohlstand durch diesen Krieg erleidet. Wenigstens einigen Anhalt dafür geben die Procente, welche die deutschen Staaten an den Kriegsanlehen verlieren, und die Berechnung dessen, was der Soldat hätte verdienen können, wenn er ebenso lange in seiner Heimath gearbeitet hätte, als er jetzt bei der Fahne stehen muß.

Frankreich wäre reich genug, das Alles zu bezahlen. Sollte es aber vor der Höhe der Rechnung gar zu sehr erschrecken, so wäre zu ihrer Ausgleichung auf einen Besitz zu verweisen, der in seinen Händen wenig bedeutet, für uns aber besondern Werth hat. Wir meinen einige kleine überseeische Kolonialländer, die unsern Schiffern und Kaufleuten vortheilhafte Haltepunkte für ihre Fahrten und Unternehmungen in fernen Ländern und Meeren abgeben würden. Den Franzosen ist bekanntlich ein gewisses Ungeschick angeboren, in Kolonien etwas vor sich zu bringen. In solchen halbwilden Ländern kommt Alles auf Verstand und Arbeitstüchtigkeit des Einzelnen an, während der Franzose nur dann etwas leistet, wenn er im großen Haufen gut kommandirt wird. Aufschwung nahmen die großen französischen Kolonialländer Canada, Louisiana und andere erst dann, als sie unter englische oder nordamerikanische Herrschaft kamen. Die Deutschen, bekanntlich gute Kolonisatoren, werden aus den französischen überseeischen Besitzungen nicht weniger machen.

Als solche aber würden vorzugsweise in Betracht kommen: die kleinen Antillen Martinique und Gouadeloupe; die Inseln Réunion (Bourbon) unter den Maskarenen und Ste. Marie

bei Madagaskar; die Handelsposten und Niederlassungen in Senegambien; unter den Marquesasinseln Neukaledonien und unter den Freundschaftsinseln, so weit sie unter französischem Schutze stehen, Tahiti, endlich in Vorderindien Pondichery und Carrical oder Yanaan an der Ostküste. All die größeren Besitzungen, wie Algerien und Guyana, würde dagegen Frankreich behalten.

Wollte es uns auf Abrechnung der Kriegskosten mit den Kolonien zugleich auch eine Anzahl seetüchtiger Kriegsschiffe abgeben, so brauchten wir sie nicht erst zu bauen.

Noch an einen andern Posten darf erinnert werden. Die französischen Generäle und Beamten bewiesen in den Napoleonischen Kriegen ungemein viel Geschicklichkeit, aus deutschen Kunstsammlungen, Bibliotheken und Archiven die Kleinodien zu ihrem eigenen Vortheil verschwinden zu lassen. Ein anderer großer Theil wurde als Staatsgut nach Paris gebracht und später von den Deutschen zwar wiedergeholt, jedoch blieb nicht wenig zurück. Endlich findet sich in den Pariser Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen vieles Werthvolle, das Elsaß und Deutschlothringen auf höheren Befehl hergeben mußten. Es sei z. B. nur an die Abtheilung des Archivs des Ministeriums der äußeren Angelegenheiten erinnert, welches über die französisch-deutschen Kriege und Gesandtschaften seltene lichtgebende Aktenstücke enthält, die theilweise aus lothringischen und elsässer Archiven herstammen. Es ist selbstverständlich nicht daran zu denken, Stücke, welche durch rechtmäßige Erwerbung oder durch rechtsverjährten Besitz Eigenthum der Pariser Staatssammlungen geworden, gewaltsam daraus wegzunehmen. Wohl aber möchte es sich der Mühe lohnen, der Herkunft der aus Deutschland stammenden Stücke nachzuforschen, und ob sie etwa 1815 den deutschen Kommissarien verheimlicht sind? Wir erinnern an die Manessische Liedersammlung, an die Straßburger Chronik von Königshofen, an die Handschriften des Schwabenspiegels und Anderes mehr auf der kaiserlichen Bibliothek. Vielleicht läßt sich die Abtretung der für Deutschland werthvollen Stücke mit leichter Mühe in die Friedensartikel hineinbringen.

VIII. Wie Elsaß und Lothringen wieder deutsch werden. Aus dem Ueberblick des Standes von Schuld und Forderung, von geographischen und geschichtlichen Verhältnissen zwischen Deutschland und Frankreich ist — abgesehen von den Geldentschädigungen — so viel klar geworden, daß

1) der ganze Elsaß wieder zu Deutschland gehören muß. Von dieser Forderung kann auch nicht das kleinste Dorf oder Bergthal abgelassen werden. Und wenn ganz Europa sich dagegen auflehnt, hierbei müssen wir stehen und fallen. Daß ein sehr kleiner Theil von Elsaß, das Rappoltsteiner Gebiet, noch altromanische Bevölkerung enthält, kann uns nicht irren, da sich dieses Stück unmöglich aus dem Lande herausschneiden läßt.

2) Deutschlothringen mit Metz, dem großen verschanzten Lager, und dem kleinen Stück vom französischen Luxemburg, welches Ludwig XIV. in Besitz nahm, ist die zweite Forderung, ohne deren Zahlung unsere Truppen Paris nicht verlassen dürfen. Wir können das große Ausfallthor zu Metz, das beständig gegen Deutschland gerichtet war, und diese altberühmte Stadt, die einst unter den vornehmsten deutschen Reichsstädten zählte, ebenso wenig in Händen der Franzosen lassen als eigene Landsleute.

In Elsaß und Deutschlothringen aber muß man das Französische mit Stumpf und Stiel auskehren. Wäre nicht wenigstens so viel der Preis und Erfolg dieses furchtbaren Krieges, so würde es eine Ungerechtigkeit sein gegen uns selbst und unsere Kinder, die sich an Deutschland bitter rächen würde.

Aber — wendet das sanfte deutsche Gewissen ein — die Elsässer und Lothringer wollen ja nicht wieder deutsch werden, sie haben unsere Soldaten gar nicht freundlich aufgenommen. Wo denn in aller Welt nimmt Bürger und Bauer fremde Soldaten, die ins feindliche Land dringen, mit offenen Armen auf? Hunger und Kummer bringt ihnen dieser Krieg, einen plötzlichen Bruch mit all ihren Gewöhnungen und eine dunkle Zukunft voll düsterer Sorgen. Elsässer und Lothringer sind ja schon einige Menschenalter hindurch französisch, sie haben mit den Franzosen die hochschwellenden Hoffnungen und die blutigen Kämpfe der Revolution durchgelebt, die Napoleonischen Siege betrachten gerade sie als ihren Ruhm und ihr Eigenthum, endlich hat sich das Selbstgefühl der Franzosen, die sich auch in den letzten hundert Jahren als die Ersten in Europa fühlten, nirgends stolzer aufgebläht als gerade in diesen Grenzländern. Wie können sie über Nacht wieder nun deutsch werden? Und dann ist Eins nicht zu vergessen, das ist die dicke französische Unwissenheit, die über diesen Ländern lagert. Sie leben in den lächerlichsten Vorstellungen von uns, als bestände ganz Deutschland nur aus einregimenterten Fürsten-

knechten, die unter schweren Steuern stöhnen und nirgends in der Welt recht geachtet sind. Wir haben ja gesehen, wie die gröbsten Lügen hafteten, welche ihnen ihre französischen Beamten von unsern Truppen aufbanden. Wie sollten sie sich sehnen, unter deutsche Herrschaft zu kommen? Diese Deutsch-Franzosen befinden sich jetzt in einer ganz unseligen Lage. Ihre Erinnerungen sind französisch von Kindes Beinen an, von Deutschland waren sie wie abgeschnitten, ihre Regierung belügt und drängt und preßt sie, auf daß sie ihren Patriotismus zeigen sollen. Sie können zuletzt nicht anders, als wider den eindringenden Feind Partei ergreifen, und wenn sie es einmal gethan, sind sie wieder deutsch genug, um ihr inneres Volksgewissen betäuben zu müssen, und werden nun rein des Teufels.

Aber deutsch von Art und Natur, kerndeutsch ist der Grundstock dieses Volkes bei alledem noch jetzt. Schreiber dieses ist in Elsaß und Lothringen als junger Student und dann wieder als gereifter Mann umhergewandert und mußte freudig die Beobachtung machen, daß in der ganzen Zwischenzeit sich hier die deutsche Sitte und Sprache wenig verändert hat, trotzdem daß in unserer rasch lebenden Zeit ein Menschenalter viel wiegt, trotzdem daß die wälschen Schulmeister jedes Jahr berichten mußten, wie viel deutsche Kinder sie wieder französisch gemacht hätten. Wahrlich, was so wenig seine Natur verändert hat, obgleich es so lange in dem großen brauenden französischen Schmelztiegel lag, das muß innerlich noch fest und gesund sein, daß es wieder grünen und blühen kann. Was von französischem Wesen sich kund gibt, ist nur äußerer Lack und Firniß. Nur etwas darauf geklopft, daß der Lack Sprünge und Risse bekommt, und man wird sich wundern, wie rasch er abfällt. Die alte deutsche Reichsstadt Landau war ja länger als anderthalbhundert Jahre französisch: keine Spur ist davon übrig geblieben, als der Wunsch junger Leute, sich in Paris einmal ein paar lustige Wochen zu machen.

Deutsche Sprache wieder in allen Aemtern, Gerichten und Zeitungen, fest auftretende, aber redliche deutsche Beamte an Stelle der großen und kleinen französischen Paschas, unter denen so viele Windbeutel waren, Befreiung der Konfessionen, namentlich der Protestanten, von jeder Art Polizeidruck, — gute deutsche Schulen auf allen Dörfern — wohlbesetzte Gymnasien und eine deutsche Universität wieder in Straßburg — endlich die Ansiedlung unserer jungen Kauf- und Gewerbsleute erleichtert, wir haben in ihnen ja einen Ueberschuß von Verstand, Vermögen und Unternehmungslust: — das sind die Mittel, welche in ungeahnt rascher Zeit Elsaß und Lothringen wieder deutsch machen werden.

Erst wenn sie ein paar Jahre wieder unser sind, wird es ihren Bewohnern wie Schuppen von den Augen fallen und sie werden dankbar die großen Vortheile erkennen, die Deutschland bietet. Wie wird ihr Geist und Gemüth wieder aufleben, erfrischt und gekräftigt durch deutsche Luft! Wie wird ihnen deutsche Zucht, Familiensinn, religiöser Ernst wieder wohlthun, gegenüber dem leichtfrevelnden Leichtsinn der Franzosen! Der ächte Elsässer und Deutschlothringer hielt sich in seines Herzens Grunde doch für einen bessern Mann als den Wälschen: wenn das Deutsche wieder angesehen und vornehm ist im Lande, kann er zeigen, wie viel tüchtiger es ist als das wälsche Spielen und Scheinen. Steht denn etwa das deutsche Volk an hoher und allgemeiner Bildung, an schöner Humanität, an reich blühender Kunst und Wissenschaft hinter dem französischen zurück? Läßt sich die allgemeine Freiheit der Person, der Presse und Vereine, die bei uns herrscht, läßt sich die berechtigte Macht der deutschen Kammern und Parlamente etwa vergleichen mit Napoleonischer Polizei- und Schreckenswirthschaft? Strenge und billige Gerechtigkeitspflege und eine wohlgeordnete Verwaltung, die bis ins letzte Dorf sich förderlich fühlbar macht, wird die französischen Einrichtungen wohl selten mehr zurückwünschen lassen. Wenn aber Elsaß und Lothringen in die Segnungen des Zollvereins, in sein großes weites Handels- und Verkehrsgebiet eintreten, wenn sie mitergriffen werden von dem fröhlichen Fleiß und den raschen Fortschritten, die bei uns alle Erwerbszweige beleben, so werden sie auch nicht mehr jammern, daß sie den französischen Markt verloren hätten. Auch unser volkswirthschaftlicher Aufschwung steht erst in seinem Beginne. Eine neue gewaltige Werklust strömt durch das ganze Volk. Frankreichs Adler liegen zu Boden und über seine Gefilde fällt der rothe Wiederschein des Sonnenaufgangs der deutschen Nation: — es läßt sich noch gar nicht ermessen, bis in welche Länder und Meere sie ihre Erwerbsgebiete ausdehnen wird.

Aber — so hören wir wieder die deutsche Sorge und Fürsicht reden — wer soll denn Elsaß und Lothringen übernehmen? Nun, dafür lassen wir die Herren im Hauptquartier sorgen. Sie verdienen wohl das Vertrauen, daß sie es

geschieden einrichten werden, es gibt ja viele Wege dazu.

Entweder nimmt Preußen ganz Elsaß und Lothringen allein unter seine mächtige Hut, und die süddeutschen Staaten werden anderweit entschädigt. Das würde natürlich bei all den fremden Mächten den heftigsten Widerspruch hervorrufen. Diese werden vielmehr, wenn sie einmal darauf verzichten müssen, die deutschen Provinzen für Frankreich zu retten, es darauf anlegen, daß sie in einem neuen Mittelstaat vereinigt werden unter eigenen Fürsten. Vielleicht aber wird eine Theilung beliebt: Preußen bewacht Metz und Lothringen. Bayern dehnt sich zwischen der Saar und dem Rhein bis weit hinauf in den Elsaß hinaus. So gut das bayerische Landau einst unter den elsässer Reichsstädten zählte, so gut können jetzt elsässer Städte zu Rheinbayern gehören. Statt der Lauter gibt es weiter oben liegende Flüsse, die quer den Elsaß durchschneiden. Die Straßburger möchten ihr bisheriges französisches Loos wohl am liebsten vertauschen mit der Selbstregierung in Hamburg oder Lübeck. Das übrige herrliche Elsaß würde die Freude von Baden werden. Würtemberg könnte sich über Konstanz und den badischen Seekreis und die hohenzollernschen Lande ausdehnen: dann wäre das Schwäbische wieder schön beisammen. Vielleicht entschlösse man sich auch in Karlsruhe, diese schöne, aber etwas langweilige Residenz mit dem lebensvollen Straßburg zu vertauschen und Bayern sein altpfälzisches Neckarthal, die Verbindung mit seiner Rheinpfalz, wieder zu geben. Selbst für Hessen würde sich wohl eine Belehnung im Nahethal finden lassen.

Kurzum es gibt der Mittel und Wege viele, wie Elsaß und Lothringen mit Deutschland zu verbinden. Das wird schon aufs Beste besorgt werden. Die Hauptsache ist jetzt nur die, daß Preußen und die vier süddeutschen Staaten sich diese Lande auf immerdar abtreten lassen, und zwar unter keiner andern Bedingung, als daß sie fortan als ächte Glieder der deutschen Nation vollständig an deren politischem, wirthschaftlichem und geistigem Leben Theil nehmen.

IX. Nothwendigkeit der Schwächung Frankreichs. In solchen weltgeschichtlichen Tagen aber, wo sich Jahrhunderte des Völkerlebens in einen Blick zusammendrängen, möge man die Augen auch ganz und groß aufmachen und nicht bloß an das denken, was uns zunächst am Herzen liegt.

Dieser Krieg, der Deutschland in den Tiefen seiner Volksseele gepackt hat, offenbart uns zugleich dunkle Abgründe im französischen Volkscharakter. Ein gistiger Haß, der wie ein Tiger auf alles Deutsche springt, was er nur erreichen kann, und das Unschuldigste nicht schont, eine tiefe, kalte Grausamkeit und Verachtung tritt uns überall entgegen, gleichsam als wären wir Barbaren, die sich unterständen, die edlen und hochgebildeten Bewohner von Frankreich mit Krieg heimzusuchen.

Vier Wochen nach ihrer Kriegserklärung flüchtet ihr Kaiser im schmutzigen Bahnwagen, in sechs Schlachten werden ihre Heere zertrümmert, und Paris blickt zitternd von seinen Wällen, ob schon die deutschen Fahnen zahllos am Horizont heraufsteigen. Wo aber zeigt sich auch jetzt noch nur eine Spur von Selbsterkenntniß bei diesem Volke? Wo ist es nur eines einzigen hellen Blickes in seine wirkliche Lage mächtig? Seine verständigsten Männer sagen, unser Unglück rührt bloß daher, daß wir nicht genug vorbereitet waren und der Oberfeldherr Fehler machte. Mit zusammengerafften Volkshaufen, ohne Waffen, ohne Plan und Führung will man unsern wohlbewaffneten Heeren widerstehen. Man schreiet Schreckmittel aus, man überbietet einander in den fürchterlichsten Redensarten, als sollte und müßte dergleichen helfen. Unsere Leute in Frankreich entsetzen sich vor diesem beinahe kindischen Selbstgefühl, vor dieser grauenhaften Unwissenheit des Volks. Seine Regierung kann ihm das Tollste und Empörendste von den Deutschen sagen, es wird gläubig angenommen. Als die deutschen Heere sich schon Paris näherten, glaubten noch gebildete Franzosen, die Deutschen seien nur nach Frankreich hinein gelockt, damit keiner entfliehen könne, wenn alle miteinander niedergemacht würden.

Täuschen wir uns nicht, wir haben es hier mit einer tiefen und tückischen Krankheit, mit der Geisteskrankheit eines ganzen Volkes zu thun, aus der sich noch Entsetzliches entwickeln kann. Es ist der Größenwahnsinn, jene Krankheit, die gerade in unserer Zeit so sehr die Irrenhäuser bevölkert. Hier zeigt sich ein ganzes Volk davon unheilbar ergriffen. Es leidet an der fixen Idee von der alle Völker überragenden Größe und Geisteskraft des eigenen und befindet sich in vollständiger Verblendung darüber, daß die Mittel dazu fehlen. Wir haben es hier nicht mehr mit dem Verstande und Gefühl eines besiegten Volkes, sondern gleichsam einer wilden Naturkraft zu thun, gegen deren unbezähmbare Ausbrüche wir uns vorsehen müssen.

Mögen die Franzosen jetzt knirschend vor

Muth den Frieden unterschreiben, den wir ihnen diktiren, vom selben Augenblick an werden sie in Hochmuth und Selbstverblendung, in unersättlichem Haß und Grimm rastlos nur daran denken und arbeiten, wie sie den Frieden brechen und Rache nehmen. „Selbst der beste Friede mit Frankreich ist nur ein stummer Krieg", sagte schon Prinz Eugenius. Und jetzt, wo die Eitelkeit der Franzosen auf das Blutigste gefoltert ist, wo sie Schlacht auf Schlacht verlieren und nicht vom ganzen Europa, sondern nur von Deutschland allein den Fuß auf ihrem Nacken fühlen, — wie heiß und hastig und unaufhörlich werden sie nun bei allen Völkern stören und wühlen, um Europa wider uns in Brand zu setzen, und wenn es gelänge, o wie gräßlich würde ihre Rache sein!

Bei einer solchen Lage der Dinge müssen wir bloß mit dem kühlen Verstande rechnen. Wir haben unter allen Völkern, das ferne Nordamerika ausgenommen, keinen wahren Freund. Alle ohne Ausnahme sind voll Bangen und Unruhe, voll Neid und Mißgunst erfüllt über das gewaltige Aufsteigen unserer Nation. Keinen Augenblick dürfen wir den Gedanken fahren lassen, daß früher oder später gegen uns eine Kriegsverbündung mehrerer Völker fertig wird, deren Heerschaaren von allen Seiten über uns hereinbrechen. Wir müssen also, dazu nöthigt uns das einfachste Nachdenken, jetzt das uns gefährlichste Volk, wo und wie wir es können, schwächen und verkleinern. Wir müssen unsere Westgrenze gegen dasselbe so stark als möglich zu machen suchen, damit sie uns den künftigen Krieg wenigstens erleichtere, wenn wir ihn doch einmal nicht sollten vermeiden können.

Allerdings erleidet Frankreich, wenn es Elsaß und Deutschlothringen herausgibt, schon eine beträchtliche Einbuße. Wir bringen weniger in Anschlag, daß ihre Bewohner etwa zusammen beinahe $1^1/_2$ Millionen ausmachen, daß diese Volkszahl 40—50,000 Soldaten stellt, daß um ebenso viele Soldaten das deutsche Heer gestärkt und das französische vermindert wird. Wir wollen auch nicht einmal besonders abwägen, wie viel Nationalreichthum gerade in Elsaß und Deutschlothringen steckt. Auf Eines aber ist vorzüglicher Werth zu legen: *Frankreich verliert an den Elsässern und Lothringern gerade Deutsche.* Im ganzen Lauf der Geschichte ist leicht zu erkennen, wie die französische Politik stets lieber nach deutschem Lande als nach französischem oder wallonischem trachtete. Sie wußte wohl, was Frankreich fehlte, nämlich Zufluß guter deutscher Kräfte. Der französische Staat bezog bisher aus seinen deutschen Provinzen eine Unzahl von guten Beamten, Industriellen, Künstlern und Gelehrten. Die Namen Claude Lorrain, Auber, Rachel, Haußmann, Schneider sind bekannt. Es würde aber eine ganz hübsche Zahl Deutscher herauskommen, wenn man sie Alle in den französischen Amtszimmern, Fabriken und Kunststätten aufsuchen wollte. Bekanntlich nehmen sich auf den Karten, welche die Departements, je nachdem ihre Bewohner mehr oder weniger lesen und schreiben können, heller oder dunkler schattiren, die deutschen Striche am meisten licht und vortheilhaft aus.

Am schwersten aber wird Frankreich den Verlust von elsässer und lothringer Kriegsvolk verschmerzen. Denn dies gab ihnen nicht nur in Hülle und Fülle die kriegsharten Landsknechtsnaturen, die als guter Kern und Halt in alle französischen Truppen eingemischt wurden; Elsaß und Lothringen stellten auch vorzugsweise gute Unteroffiziere, noch mehr, sie hauptsächlich stellten das Streitvolk. Wie dürftig wird es künftig mit der französischen Kavallerie aussehen, wenn sie nur noch aus der Normandie feste und gewandte Reiter holen kann.

Elsaß hat nun eine gute Naturgrenze an seinem langgestreckten Westgürtel des *Wasgauwaldes* (*Vogesen*). Desto schlimmer aber wäre es in dieser Beziehung mit Deutschlothringen bestellt; die deutsche Sprachgrenze verläuft hier bald in Wald und Wiese, bald auf ebenen Feldern. Ohnehin wird sich bloß nach der Sprache die Grenze nicht leicht durch jene Striche ziehen lassen, in welchen das Deutsche schon stark mit dem Französischen gemischt ist. Es wurde aber schon oben wiederholt betont, daß unsere althistorische Grenze in Lothringen zugleich eine gute Naturgrenze ist. Es sind dies die langen Züge des öden und unwegsamen *Argonner Waldgebirgs*, die sich zwischen der Maas auf der einen, der Aire, der Aisne und der Marne auf der andern Seite bis zum Plateau von Langres erstrecken. Alles, was jenseits liegt, auch das alte Herzogthum Bar le Duc könnte den Franzosen verbleiben. *Dies also, die lothringer Naturgrenze* ist dasjenige Ziel, welches wir in diesem Kriege nächst Elsaß und Lothringen aufstellen müssen und, so Gott will, erreichen.

Im Ganzen aber würde Frankreich am Elsaß etwas über 1 Million, an Lothringen nahe $1^1/_4$ Millionen einbüßen, zusammen also etwa $2^1/_4$ Millionen, während Frankreich noch über 34 Millionen übrig blieben.

Außer Elsaß und Lothringen sind alle andern Eroberungen Frankreichs minder werthvoll für uns, wenn auch sehr wohl der Erwägung werth.

Zunächst kommt Dünkirchen und das vlämisch-deutsche Stück des Departements du Nord in Betracht, sodann der wallonische Theil dieses Departements mit Lille, Valenciennes und Cambrai, endlich drittens das Artois. Ob und wie viel Frankreich von diesen Landestheilen abtreten soll, ob dadurch Belgien zu vergrößern, ob Dünkirchen mit Umgegend vielleicht einer andern Macht zum Wachehalten zu übergeben sei, sind Fragen, die wir uns hier nicht zu entscheiden trauen. Wohl aber möchte die Angelegenheit dieser belgischen Vorlande dazu angethan sein, die Entscheidung so zu treffen, daß das deutsche Luxemburg, den an Belgien 1830 abgetretenen Theil eingeschlossen, ausgewechselt würde und wieder vollständig zu Deutschland käme. Wir fügen noch die Bemerkung dazu, daß das schmale Departement du Nord 1,200,000 Einwohner, während das Departement Pas de Calais (Artois) nur 700,000 zählt.

Eine andere Eroberung von Ludwig XIV. ist das schöne Hochburgund, welches jetzt in den beiden Departements Doubs und Jura beinahe 600,000 Einwohner zählt. Es ist oben darauf hingewiesen, wie diese herrlichen Landschaften durch Gebirgszüge von Frankreich getrennt und sowohl ihrer wichtigen Lage, als auch ihrer Volksart wegen mit Deutschland noch vereinigt waren, als das mittlere und untere Rhonethal längst zu Frankreich gehörten.

Jedenfalls möchte sich die Grafschaft Mümpelgard (Montbéliard), die, zwischen der Schweiz und der Freigrafschaft gelegen, so hübsch den Sundgau umfaßt, dazu eignen, daß man ihre Wiedererwerbung näher ins Auge faßt. Würtemberg hat dieses Land erst vor 68 Jahren verloren und es stand sich niemals schlecht unter schwäbischer Herrschaft. Der Konvent hatte es ohne Weiteres an sich gerissen und der Lüneviller Friede den Raub bestätigt.

Wie wichtig der Besitz dieses anmuthigen Landes, welches in dem großen offnen Durchgangsthor zwischen dem Rhein und der Rhone liegt, darauf muß man wiederholt die Blicke lenken.

Ein Wort aber, welches all die hier einzeln erwähnten Landschaften zusammenfaßt, würde wie ein Donnerwort des bleichen Schreckens durch ganz Frankreich tönen. Dies Wort lautet: Gebt die Eroberungen Ludwigs XIV. heraus! Die große Mehrzahl der gebildeten Franzosen kennt von ihrer ganzen Landesgeschichte eigentlich nur noch zwei Punkte: die Revolution mit Napoleons Kriegen, und die glorreiche Zeit des sogenannten großen Königs. Im Ruhm und Glanz dieser beiden Zeitabschnitte schwelgten sie unaufhörlich und nicht mit Unrecht. Durch die Eroberungen der Revolutions- und Kaiserheere machten bereits die Jahre 1814 und 1815 einen dicken schwarzen Strich. Wenn jetzt dem größten Ruhm und Verdienste, welche Ludwig XIV. in den Augen der Franzosen hat, ein Gleiches geschieht, wenn im Augenblick, wo Deutschland es wirklich will, und zwar nur Deutschland allein, all das Mühen und Ringen des größten unter den französischen Königen als ein historischer Schnitzer erscheint, so trifft das die Franzosen ins Herz, und sie werden einige Zeit brauchen, um sich so weit zu erholen, daß sie nicht ihre ganze neuere Geschichte wie mit einem Mal ausgelöscht betrachten.

Uebrigens umfassen all die von Ludwig XIV. eroberten Länder — Artois, Dünkirchen mit dem vlämischen, Lille mit dem wallonischen Flandern, das französische Luxemburg, der Elsaß und die burgundische Freigrafschaft Mümpelgard, endlich auch Lothringen dazu gerechnet, im Ganzen 4¾ Millionen Einwohner und 912 QM.; Frankreich wäre alsdann bis auf 34¼ Mill. Einw. und 8,806 QM. verringert. Von 86 Departements behielte es noch 77. An Bevölkerung hätte es ein Siebentel, an Flächeninhalt ein Zehntel verloren. Dies würde allerdings schon eine Schwächung sein, deren moralischer Eindruck noch schwerer wiegt als der Verlust an Land und Leuten.

Eine Zerstückelung Frankreichs aber wäre auch dann noch nicht eingetreten. Eine solche würde erst beginnen, wenn das für sich stehende Rhonegebiet abgelöst und zu einem selbstständigen Mittelstaat erhoben würde. Die Androhung einer solchen Abtrennung möchte geeigneten Falls als Schreckmittel zu verwerthen sein.

X. Deutschlands Machtstellung. Die Denkenden unserer Nation, die tiefer Denkenden vielleicht in ganz Europa beschäftigt jetzt nicht bloß der Krieg und wie viel er Frankreich kosten muß. Es sind die unermeßlichen, noch gar nicht übersehbaren Folgen, die sich aus diesen August- und Septembertagen für die europäische Politik und die Fortbildung der Menschheit entwickeln. Es zittert etwas in der Luft umher wie Morgenwehen und Morgengrauen, es ist die Ahnung des nahenden Aufgangs des lichtgewaltigen Tagesgestirns. Ja, es sind diese Tage, so Gott

will, der zweite herrliche Sonnenaufgang des deutschen Volkes.

Jahrhunderte der unaufhörlichen Kämpfe, der Lüge und Verwirrung, des allwärts zuckenden Geistes der Revolution hören auf, und allmählig kehrt Alles in seine natürliche und richtige Ordnung zurück. Denn in einem Organismus — die europäischen Völker und Staaten sind aber ein lebendiger Organismus — hängt das Wohlbefinden Aller von dem Gesundheitsstand in der Mitte ab. Die Mitte umfängt den Schlußstein, der das Ganze im Gleichgewicht hält. Das Herz Europa's war krank, und deshalb litten alle Glieder. Der Schlußstein des europäischen Staatssystems war zerrissen und zerklüftet, und deshalb war Unruhe und Schwanken aller Orten. Wenn aber das Volk der Mitte seine alte Gesundheit und Stärke wieder gewinnt und in seine alten natürlichen Verhältnisse zurückkehrt, dann wird auch Europa wieder Frieden und Gesundheit erlangen.

Wie oft hat man Deutschland die große Gedankenwerkstätte von Europa genannt! Die unsichtbare geistige Strömung trifft von allen Enden des Weltalls in der Mitte zusammen; hier muß das Beste, was die verschiedenen Völker an Kultursaat hervorbringen, verarbeitet werden. Aber von hier muß auch deutscher Geist nach allen Seiten hin ausstrahlen; das deutsche Volk muß nach allen Richtungen hin etwas von seinem geistigen Wesen abgeben und deshalb nothwendig eine gewisse geistige Herrschaft ausüben.

Die centrale Lage aber, durch welche die europäischen Völker rings um Deutschland gruppirt sind, setzt es auch in die eigenthümliche Lage, daß es entweder von allen Völkern zu gleicher Zeit politischen Druck erleiden oder zu Zeiten ihren Meister spielen muß. Sobald sie sich recken und ausdehnen wollen, streben sie alle der offenen Mitte Europa's zu. Um ihre Machtstellung in Europa zu behaupten, müssen sie ihren Einfluß in Deutschland behaupten. Deshalb durchkreuzt und bekämpft sich auf deutschem Boden ihre Politik, und deshalb schicken sie beständig nach der Mitte Europa's hin ihre Heere, um dort die entscheidenden Schlachten zu schlagen. Waren wir in den letzten fünfzig Jahren — Dank sei wenigstens so viel dem deutschen Bunde — stark genug, um die Fremden von unsern Grenzen abzuwehren, so ist es jetzt wohl an der Zeit, daß die deutschen Interessen wieder mit obenan stehen in Europa.

Deutschland folgt fortan nur seinem eigenen Willen, und die europäischen Mächte ketten fortan ihre Beschlüsse mehr oder weniger an den deutschen Willen an.

Deutschland wird wieder das Hauptland und sein Volk führt die Hegemonie in der europäischen Politik.

Deutschland vorzugsweise wird die kirchlichen und socialen Kämpfe entscheiden, welche die Gegenwart mit so viel Unruhe erfüllen.

In dieser Richtung etwa gehen die Ideen, die dunkel, aber hoffnungsreich über dem neuen starken Deutschland schweben, voll ernster Pflichten, aber auch voll hoher Ehren.

Erheben wir uns also auf die Höhe dieses Bewußtseins. Erfüllt von der Weihe und dem Ernste des großen Berufs des deutschen Volks nehmen wir ohne Lärm und Geschrei, aber fest und ruhig unsere althistorische Stellung wieder ein.

Wenn der eherne Schritt unserer Heere durch ganz Europa dröhnt, daß ringsum die alten Diplomaten zittern und Fürsten und Generäle sich einander verdutzt anschauen, — wenn Ereignisse so unerhört geschehen, daß sie nur dem Untergange des Napoleonischen Heeres auf den russischen Eisgefilden zu vergleichen, — wenn diese Ereignisse, nächst Gottes Hülfe und Gnade und neben dem verbrecherischen Uebermuth der Franzosen, durch die Kraft und Gewalt deutschen Geistes und deutscher Waffen in die Geschichte eintreten: so geziemt es sich wohl, bei aller nationalen Bescheidenheit doch Werth und Würde unsers Volkes hoch zu halten.

Leisten wir in der Wissenschaft nicht weitaus das Meiste und zugleich das Schärfste und Tiefste? Ist unsere Literatur und Kunst etwa nicht ebenbürtig der französischen oder englischen oder italienischen? Sind unsere Techniker und Industriellen, unsere Kapitäns und Kaufleute, unsere Ackerbauer und Handwerker etwa weniger intelligent und fleißig als ihre Berufsgenossen bei irgend einem andern Volke? Oder werden sie nicht vielmehr ihrer Bildung und Treue wegen aller Orten gesucht, wenn sie freilich im Ausland nur die zweiten Stellen bekommen? Es ist ja bei uns eine frische Triebkraft, ein überquellender Reichthum von Arbeitskräften auf jedem Gebiete. Auch die vielen Tausende zeugen davon, die jetzt unter grausamer Plünderung und Mißhandlung aus Frankreich ausgetrieben werden. Die wissenschaftlichen Verleger in Paris werden ihre Pressen weniger beschäftigen, wenn Deutsche nicht mehr für sie arbeiten. Laßt nur einmal alle diese deutschen Kräfte, die jetzt auswandernd sich durch die ganze Welt zerstreuen, die Vortheile der Engländer genießen, laßt die

überschießende Triebkraft unserer Bevölkerung, die jetzt andere Völker düngt, sich sammeln in unsern eigenen Kolonien, und es wird wahrlich eine Freude sein, was sie in kurzer Zeit Alles zu Stande bringen.

Und unsere Heere! Hat sich die deutsche Ueberlegenheit auf militärischem Gebiet nicht mit Frakturschrift kund gegeben? Die Franzosen schlugen aller Völker Heere, wir aber schlugen die Franzosen aus Rock und Kamisol. Diese physische Stärke, diese vorzügliche Bildung unserer Offiziere und Soldaten, dieser moralische Muth, bis daß Nerven und Sehnen brechen, diese sturmfreudige Tapferkeit, diese ausdauernd geistige und körperliche Frische in endlosen Strapazen, — wo wäre denn bei andern Heeren solch ein standhafter Verein von Kriegertugenden zu finden? Dabei der ausgezeichnet glückliche Verstand in der Verpflegung so großer Heeresmassen, die Trefflichkeit ihrer Ausrüstung, die Weisheit und Energie in der Führung, das harmonische Zusammengreifen aller Maßregeln, nie das Kleinste vergessen und stets zur rechten Zeit das Größte gethan, — sind das nicht alles ebenso viel Beweise von großer Volkstüchtigkeit, von seltener Kraft und Helligkeit des deutschen Geistes? Und dabei staunen die Völker, daß unser Land noch fort und fort neue Truppenmassen aufstellt, und in Mitte des Kriegs nach einem Dutzend blutiger Schlachten unsere Heeresstärke größer ist als im Anfang. Solche unerschöpfliche Kraftfülle ist auch eine der Bedingungen, welche die Ueberlegenheit an Völkern feststellen.

Was uns bisher fehlte, war Selbstgefühl und selbstständiges nationales Handeln im großen Styl. Im Mittelalter waren die Deutschen berühmt und verrufen als die fröhlichsten Gesellschafter, die ärgsten Trinker und die stolzesten Männer. Später aber wurde die Bescheidenheit eine Art von deutschem Nationallaster. Unsere Volkseinheit war gebrochen in den großen Religionskämpfen und unser nationaler Stolz untergegangen in dem Elend des dreißigjährigen Kriegs, als alle europäischen Heere ein Jahr um das andere kamen, unsere Städte und Dörfer einzuäschern und das rüstige Volk zu erschlagen. Seitdem traf uns Verlust auf Verlust; fast all unsere Grenzlande wurden von Deutschland abgerissen oder trennten sich in fesselloser Selbstsucht. Das deutsche Volk wurde eingekeilt zwischen große Militärmächte. Auf der einen Seite drängten erobernd die Türken, dann die Russen, auf der andern Seite eröffnete Frankreich einen Raubkrieg nach dem andern. Unsere Zerrissenheit war der eine Grund unseres Unglücks, die andere Hauptquelle aber war Frankreichs Ruhm- und Raubsucht. Was wir verloren, war Frankreichs Gewinn. Die Hegemonie, seitdem sie die europäische Mitte verließ, wechselte unruhig zwischen Frankreich, England, Rußland; am stärksten und beständigsten aber blieb sie bei Frankreich.

Das hat sich in diesen Tagen hoffentlich von Grund aus geändert. Der Krieg hat die Ueberlegenheit der deutschen Heeres- und Geistesmacht der Welt kundgethan. Frankreich ist niedergeworfen, und was mehr ist, dieser Krieg hat dem französischen Volke die gleißende Tünche abgerissen und hat es offen gedeckt in seiner inneren Schwäche und Fäulniß, in seiner Unwissenheit und Barbarei. Das ist die eine Seite unsers Erfolges: Frankreich muß auf seine Vorherrschaft verzichten und seinen großen Raub an Deutschland wiedererstatten.

Allein dieser Krieg hat noch eine größere Bedeutung. Er ist der siegreiche Kampf des germanischen Geistes gegen den überhandnehmenden Romanismus. Durch die Schlachten zwischen Saarbrücken und Paris werden auch große sittliche Kulturfragen entschieden. Seit der Vernichtung der Hugenotten hat der romanische Geist des Absolutismus sich in Frankreich fort und fort gesteigert, bis er von einer Revolution in die andere stürzte. Alle christlichen Staaten mußten diese revolutionäre Epoche mit durchmachen. Gott hat das so gewollt, damit sie sich reinigten von den letzten morschen Gerüsten und Trümmern der feudalen Welt. Mit der Herrschaft dieses romanisch-französischen Geistes ist es hoffentlich zu Ende, und zwar für mehr als hundert Jahre. Ein Zeichen dessen ist auch, was jüngst in unfaßbarer Weise zu Rom geschah. Wenn ein Princip, welches bisher die Welt beherrscht hat, Abschied nimmt, so gipfelt es sich irgendwo noch einmal zu seiner höchsten Spitze, um sogleich desto bodenloser zusammenzubrechen.

Und jetzt, wo alle deutsche Siegesfahnen wehen, kommen die andern Mächte, England, Oesterreich, Rußland und Italien und möchten uns Halt gebieten und um die Früchte unserer Siege bringen. Was haben denn diese Mächte gethan, um den Krieg zu hindern? Wo haben sie nur ihren Abscheu ausgesprochen, als der große Minirer auf dem französischen Thron die empörenden Zumuthungen an den deutschen Oberfeldherrn richtete? Und als er mit einer Frechheit ohne Gleichen den Krieg wirklich zum

übereilten Ausbruch trieb, wo hat sich nur eine Hand gerührt, um uns zu helfen? Zu einer „aufmerksamen Neutralität" verbanden sich jene Mächte, d. h. zu einer stillschweigenden Billigung des französischen Raubkrieges. Wenn der Kaiser der Franzosen uns das Saarbecken und die Rheinpfalz entrissen hätte, so würden alle Mächte es mit einigem Achselzucken hinnehmen. Fordern wir aber unsere deutschen Provinzen von Frankreich zurück, dann wollen sie hindern und vermitteln und halten uns das Schreckbild des europäischen Gleichgewichts entgegen.

Was heißt denn dies europäische Gleichgewicht? Bedeutet es denn nur irgend etwas Anderes, als daß Deutschland beständig durch den Zwiespalt seiner beiden Hauptmächte gelähmt sei? Wenn diese beiden gleich stark so an einander gepaßt sind, daß sie nothwendig sich gegenseitig hindern und bekämpfen, so können die übrigen Mächte im Schatten des Gleichgewichts in Europa Herren spielen.

Weshalb sie aber wagen, uns solche Anmuthungen zu machen, ist schon öfter gesagt. Die Diplomaten stecken noch in dem altgewohnten Glauben, das deutsche Volk sei als solches für sich nichts, es sei nur ein Gegenstand der Abwägung der verschiedenen großen und kleinen Mächte. Dabei überschleicht sie ein banges Gefühl, was der Riese in des Welttheils Mitten Alles thun könnte, wenn er seine Kräfte sammele. Sollen nun wir Deutsche uns nimmer selbst fühlen, was wir werth sind und vermögen? Sollen wir uns immer kümmern um die falschen Ansichten und Gefühle all unserer Neidharte in Europa? Nein, verfolgen wir ruhig den Siegesgang unserer Waffen! Ist Paris genommen, wird das ganze unkriegerische Volk in Frankreich nur Frieden, Frieden! schreien, Frieden unter jeder Bedingung. Dann machen wir ihnen die Artikel, wie sie lediglich für uns gut und heilsam sind. Ehe sich die andern Mächte zu identischen Noten an uns verständigen, kann Alles fertig sein, und stehen neue Kriegsheere da, ihnen anzudeuten, daß wir etwas schwerhörig geworden. Europa wird schließlich die Verkleinerung Frankreichs ebenso hinnehmen, wie es den Raub von Nizza und Savoyen und die Austreibung der Oesterreicher aus Italien hingenommen hat. Sollten die Mächte wirklich Miene machen, über diplomatische Noten hinauszugehen, nun, so zählen wir unsere und ihre Heeresstärke. Im Grunde kann nur Oesterreich gefährlich werden, und Oesterreich zu befriedigen, wird sich noch ein Mittel finden, ohne dem übrigen Deutschland eine wesentliche Last aufzubürden.

Seien wir also würdig dieser hohen Tage, die Gott vom Himmel dem deutschen Volk geschenkt hat. Zeigen wir dem verblüfften Europa, daß wir wohl wissen und kennen die alte Herrscherstellung des starken Centralvolkes. Wenn das Herzvolk frische gesunde Kräfte durchwallen, werden sich auch die Uebrigen nicht so schlecht befinden. Wahrheit und Natur siegen immerdar, darum keinen Schritt zurück vor den Drohungen der fremden Mächte, und alle Uebel, die sie uns anthun könnten, werden sich bald in Dunst und Nebel auflösen. Die Ströme des edelsten deutschen Blutes, die in und um Elsaß und Lothringen geflossen sind, flossen nicht für einige Silberpfennige. Die deutsche Diplomatie wird ihre Schuldigkeit thun, und so flink und rasch wie die deutschen Heere.

Franz v. Löher.

Historisch-politische Umschau. 3. September. **Der Krieg und die deutsche Frage.** Die Ereignisse auf dem Kriegstheater rollen schnell und entscheidend ihrem Ende entgegen. Wir hatten kaum unsere letzte Umschau geschlossen, als die Kunde von den furchtbar blutigen Kämpfen am 16. und 18. August eintraf. In dem befestigten Lager von Metz hatte sich die ganze französische Rheinarmee unter Bazaine's Oberbefehl gesammelt, mit Ausnahme der Corps von Mac Mahon und Douay, welche unter Führung Mac Mahons auf anderen Wegen nach Châlons gekommen waren, dort ihre Lücken ergänzten und weitere Verstärkungen erhielten. So weit die bis jetzt bekannten Thatsachen ein Urtheil erlauben, würde die Bazaine'sche Armee in der That Zeit gehabt haben, ihren Rückzug auf die Maas- oder Marnelinie, ja selbst nach Paris auszuführen, wenn Bazaine von Anfang an die Absicht gehabt hätte, sich erst dort zu schlagen. Aber er verweilte einige Tage — so weit man bis jetzt sehen kann, ohne dazu genöthigt zu sein — in der Nähe von Metz. Es schien sogar einen Augenblick, als ob die französische Armee noch diesseits Metz auf dem rechten Moselufer in der starken Stellung an der Nied française den Kampf aufnehmen wolle. Dieses Verweilen Bazaine's vor und um Metz ist für die ganze weitere Kriegsführung Frankreichs verhängnißvoll geworden; die gegen ihn heranziehenden deutschen Heere säumten keinen Augenblick, es in einer ebenso raschen und gewandten als kühnen Weise zu benutzen. Der verzögerte Auf-

bruch Bazaine's würde sinnlos gewesen sein, wenn er nicht zuerst die Absicht gehabt hätte, vor Metz die Entscheidungsschlacht zu schlagen. Hierfür wollte er aber noch Verstärkungen an sich ziehen, namentlich das Mac Mahonsche Heer. Wahrscheinlich hat er in dem Augenblick, als das rasche Vorrücken verschiedener deutschen Corps es ihm ungewiß erscheinen ließ, ob jenen Verstärkungen der Weg zu ihm offen bliebe, den Plan aufgegeben, vor Metz den Kampf aufzunehmen, und den Rückzug über Verdun beschlossen. Es war zu spät. Das Rückzugsgefecht, welches Bazaine am 14. August bei Longeville beim Uebergang über die Mosel zu bestehen hatte, verzögerte seinen Rückzug gerade noch um so viel, daß ein Theil der deutschen Corps sein Herr am 16. August auf dem Weg nach Verdun in der Flanke fassen konnte, bei Mars-la-Tour. Es war der große Erfolg dieses blutigen Tages, daß Bazaine die Straße, auf welcher er nach Verdun abzuziehen begonnen hatte, verschlossen und er mit seinem Heere zurückgedrängt wurde. Aber zwei Straßen führen von Metz nach Verdun, noch stand die nördlichere offen. Freilich war der Abzug auf derselben auf die Gefahr hin, von einer überlegenen Macht während des Rückzuges in der Flanke gefaßt zu werden, nach der Schlacht vom 16. zu einem sehr gewagten Unternehmen geworden. Doch hätte der Versuch vielleicht gemacht werden können. Aber die Schlacht vom 18. in der Nähe von Metz bei Rezonville verschloß auch diesen Weg. Bazaine war vollständig in das befestigte Lager von Metz zurückgeworfen, alle Verbindungen nach Paris waren abgeschnitten; denn auch zwischen Thionville und Metz lagerte sich das sächsische Corps, welches von nun an in Verbindung mit der preußischen Garde als „vierte Armee" unter Führung des Kronprinzen von Sachsen auftritt.

Wenn einst die Geschichte dieses großen Krieges geschrieben werden kann, so wird sie wahrscheinlich bei den Schlachten vom 16. und 18. August, welche mit dem Rückzugsgefecht vom 14. August als ein in sich zusammenhängendes Ganze aufzufassen sind, als dem eigentlich entscheidenden Mittelpunkt des Krieges verweilen. Sie erinnern in mehr als einer Beziehung an die Leipziger Völkerschlacht. An beiden Tagen, am 16. und 18., besonders am 18. hatten die deutschen Heere den Feind in vortheilhaften, zum Theil festungsartigen Stellungen anzugreifen, und sie stürmend zu nehmen. Daher die ungeheuren Verluste an Todten und Verwundeten auch auf Seite der Sieger, daher die allgemeine Trauer, welche sich mit dem Siegesjubel mischte. An den Schlachttagen, namentlich am 18. August hatte die befestigte Stellung des französischen Heeres den Vortheil der größeren Zahl auf Seite der Sieger ausgeglichen. Nachdem dem französischen Heere alle Wege verlegt waren, änderte sich die Aufgabe. Um den eingeschlossenen Feind nicht entwischen zu lassen, hielt man einige Corps für ausreichend. Sie konnten sich nun ihrerseits verschanzen und erwarten, ob sie der Feind in dieser Stellung aufsuchen werde. Die anderen Corps traten, der schon ziemlich weit vorgerückten dritten Armee unter dem Kronprinzen von Preußen folgend, entschlossen den Vormarsch auf Paris an.

Daß Bazaine sich den Weg nach Paris nicht mehr erkämpfen könne, stand fest. Dies war bereits ein Großes. Denn seine Armee bedeutete in Paris, als Mittelpunkt der sich an sie anschließenden neuen Formationen, als Stützpunkt des Massenaufgebotes, für die letzte Entscheidung des Krieges etwas ganz Anderes als in Metz. Dieser große strategische Erfolg behält also *selbst für den Fall* seinen Werth, wenn das Bazaine'sche Heer sich bis zu der Zeit in Metz ernähren und überhaupt halten kann, wo vor Paris die Würfel fallen, und wenn es bis zu diesem Zeitpunkt eine ebenso starke deutsche Armee nöthigt, vor Metz zu bleiben. Daran aber muß man in Paris verzweifelt haben; man muß, wenn diesem Heere nicht rasch Hülfe komme, seine baldige Kapitulation — vielleicht nach einem letzten Verzweiflungskampf — als bevorstehend angesehen haben. Nur unter dieser Voraussetzung ist das waghalsige Unternehmen Mac Mahons, dessen unglücklicher Ausgang eben jetzt bekannt wird, überhaupt verständlich.

Die deutschen Heere, welche jetzt auf französischem Boden stehen — 14 Armeecorps, das Gardecorps, die würtembergische und die badische Division und einige Landwehren —, mögen unter der gewiß gerechtfertigten Voraussetzung, daß die Lücken, welche der Krieg gerissen, bereits durch Ersatztruppen ausgefüllt sind, auf nicht weniger als 550,000 bis 600,000 Streiter zu veranschlagen sein. Was von diesem Heere nicht vor Metz, zur Belagerung Straßburgs und zur Beobachtung einiger im Rücken des Heeres liegen gelassener festen Plätze zurückgeblieben war, bewegte sich auf verschiedenen Straßen gegen Paris. Schon war das Hauptquartier des Königs in Bar le Duc, Châlons vom Feinde geräumt. Unterdessen war Mac Mahon, und mit ihm der Kaiser, von Châlons nach Rheims

gegangen, an der Spitze eines Heeres, dessen Stärke man nicht genau kennt, aber auf etwa 120,000 Mann schätzt. Während man sich denselben auf dem Wege nach Soissons und Paris dachte, schlug er die entgegengesetzte Richtung ein, zuerst die nordöstliche nach Rethel zu, dann östlich die Aisne entlang, den Ardennen entgegen. Sein Plan war, durch die Ardennenpässe die Maaslinie zu gewinnen, die Maas zu überschreiten, zwischen Maas und Mosel sich Metz zu nähern, Bazaine das Signal zu geben, auch seinerseits den Kampf aufzunehmen, die Vereinigung der beiden Heere zu erkämpfen, und um im Rücken der deutschen Heere eine für dieselben höchst gefährliche Operation zu beginnen. Im Anfang scheint diese kühne und unerwartete Bewegung Mac Mahons in der That von den nach Paris sich bewegenden deutschen Heeressäulen nicht bemerkt worden zu sein. Aber nicht lange währte diese Täuschung. Sobald man deutscherseits erkannte, daß Mac Mahon durch einen Flankenmarsch den rechten Flügel des deutschen Heeres zu umgehen suche, stand die vierte und dritte Armee von ihrem Vormarsch nach Paris ab, schwenkte rechts und suchte Mac Mahon, bevor er sich Metz nähern konnte, zu erreichen. Diese Bewegung muß mit einer außerordentlichen Schnelligkeit ausgeführt worden sein, auch scheint Mac Mahon (wenigstens mit einem Theile seiner Truppen) in einem größeren, mehr nördlich nach Mezières zu gezogenen Bogen seinem Ziele zugestrebt zu sein, wahrscheinlich durch die Umstände dazu genöthigt. Wie dem auch sei, die deutschen Truppen, welche dem in Eilmärschen gehenden Mac Mahonschen Heere folgten, erreichten dasselbe, bevor ein Versuch zur Vereinigung mit dem Bazaine'schen Heere gemacht werden konnte. Am 27. und 29. stießen vorauseilende deutsche Kavallerieabtheilungen bei Buzancy und Boucq auf kleine Trupps des französischen Nachtrabs, welche geworfen wurden, und am 30. August fand nicht nur ein schon etwas bedeutenderes Gefecht zwischen der Avantgarde des 12. Armeecorps und Truppen des 5. französischen Armeecorps bei Nowart statt, sondern Mac Mahon selbst ward genöthigt, bei Beaumont, noch auf dem linken Ufer der Maas, den Kampf mit dem nacheilenden Feinde aufzunehmen. Er ward geschlagen und unter Verlust von mehr als 20 Geschützen, vieler Munition und mehreren tausend Gefangenen bei Mouzon über die Maas gedrängt. An demselben oder an den folgenden Tagen schlug auch Bazaine in Metz los, um sich durchzuschlagen und dem Mac Mahonschen Heer entgegenzugehen. Es war umsonst, er konnte nicht durchdringen. Aber auch gegen Mac Mahon wurden die Kämpfe an den der Schlacht von Beaumont folgenden Tagen wieder aufgenommen, besonders um die kleine Festung Sedan, in welche sich Mac Mahon geworfen. Das Ergebniß dieser Kämpfe verkündet ein Telegramm des Königs von Preußen an die Königin, welches uns gerade in diesem Augenblick zu Gesicht kommt. Es lautet: „Kapitulation, wodurch ganze Armee (etwa 80,000 Mann) in Sedan kriegsgefangen mit General Wimpffen, der statt des verwundeten Marschalls Mac Mahon kommandirte, abgeschlossen. Napoleon sich selbst ergeben, da er nicht selbst kommandirte und Alles der Pariser Regentschaft überläßt. Seinen Aufenthalt werde ich bestimmen, sobald ich mit ihm gesprochen habe, in einem Rendezvous, das sofort stattfindet."

Welches Stück Geschichte liegt in diesen Worten! Was bedeuten nun noch die zur Vertheidigung von Paris sich sammelnden Massen? Sie hätten sehr viel bedeutet neben dem Bazaineschen und Mac Mahonschen Heere. Auch mit dem Mac Mahonschen Heere allein waren sie vielleicht noch ein nicht zu verachtender Feind. Ohne beide Heere werden sie, alles festen Haltes baar, außerordentlich wenig bedeuten.

In Paris ging schon, ehe die letzten folgenschweren Kriegsereignisse eingetreten waren, Alles in der Vorbereitung für die erwartete Belagerung, für den letzten Vertheidigungskampf auf. Wir verweilen nicht bei den parlamentarischen Stürmen, welche die Weigerung der Regierung, einen Vertheidigungsausschuß durch den Gesetzgebenden Körper ernennen zu lassen, hervorrief, oder welche entfesselt wurden, wenn sich die Minister rücksichtlich der Kriegsereignisse, der Stellung des Feindes und der französischen Heere in nothgedrungenes Schweigen hüllten, oder wenn die Linke zum offenen Bruch mit dem Kaiserreiche aufforderte. Allerdings lebt das Kaiserreich nur noch, weil der gesetzliche Belagerungszustand im Hinblick auf die herannahende wirkliche Belagerung täglich Tausende von Individuen, die Paris später zur Last fallen würden und die meistens Handlanger einer geplanten Socialrevolution sind, vor die Thore der Hauptstadt führt. Es lebt nur noch, weil unzählige Bürger, die innerlich mit dem Kaiserreich vollständig gebrochen haben, doch vor dem Gedanken eines zu dem unglücklichen Krieg sich gesellenden politischen Umsturzes erbeben, und weil man sich endlich fragt, ob denn der revo-

lutionäre Terrorismus, wenn man ihn während der Tage des Unglücks auf den Thron erhöbe, noch andere und ausgiebigere Mittel zur Vertheidigung des Vaterlandes bereit haben würde als diejenigen, wornach man schon jetzt namentlich durch das Massenaufgebot gegriffen hat. Aber gleichviel, es lebt doch noch und führt Frankreich in der Krisis, in welche es dasselbe gestürzt hat. — Der General Palikao, den man, als das Kriegsunglück hereinbrach, nach dem Sturz des Ministeriums Ollivier an die Spitze des Ministeriums gestellt hatte, verdankte seine Ernennung gewiß seinem Ruf als Mann der rücksichtslosesten That. Aber er ist zugleich unzweifelhaft ein dem Kaiserreich durch und durch ergebener Soldat. Dagegen ist es recht bezeichnend für die fortschreitende innere Entwickelung, für das Zusammenbrechen der imperialistischen Stützen, daß man die gesammte Vertheidigung von Paris in die Hand Trochu's legte, dieses in allen gut kaiserlichen Kreisen bisher so mißliebigen Generals. Ein anderes beachtenswerthes Zeichen der Zeit war es, daß die Regierung, während sie beim Herannahen der feindlichen Heere eventuell die Verlegung des Regierungssitzes nach Bourges oder Tours vorbereitete, Thiers — diesen vom Kaiser gewiß recht gründlich gehaßten Staatsmann — zum Mitglied des Vertheidigungsausschusses für Paris ernannte. Die Regierung hatte der Neigung des Gesetzgebenden Körpers, selbst einen solchen Vertheidigungsausschuß zu ernennen, widerstanden und durch ihren Widerstand einen dahin gerichteten Beschluß abgewendet. Sie sah darin nicht ohne Grund den Anfang des Uebergangs der Exekutivgewalt auf die Kammer, den ersten Schritt zum System des Wohlfahrtsausschusses. Aber sie hatte, um dem Konflikt die Spitze abzubrechen, sich herbeigelassen, selbst einige Mitglieder des Gesetzgebenden Körpers, und unter ihnen Thiers, in den Vertheidigungsausschuß zu berufen. Doch folgte Thiers diesem Rufe nicht eher, als er ihn vom Gesetzgebenden Körper wenn auch nur durch Akklamation gewissermaßen hatte sanktioniren lassen.

Die Fieberhitze, welche den französischen Volkskörper ergriffen, offenbart sich übrigens auf dem Lande ganz anders als in Paris und in einigen andern großen Städten. Während in der Hauptstadt des Reiches das Volksgefühl der Massen die Politik des Kaisers, die Fehler der Regierung, den früheren Absolutismus und die von ihm ausgegangene Korruption für das Unglück des Landes verantwortlich macht, sieht ein Theil des Landvolks in der dem Kaiser seit einigen Jahren gemachten Opposition die Quelle des Unheils. In manchen Gegenden Frankreichs sind Mitglieder der Linken, wenn sie sich öffentlich sehen lassen, ihres Lebens kaum sicher; und wiederholt sind schon Beispiele vorgekommen, daß man mit zerstörender Hand sich auf ländliche Besitzungen derselben gestürzt hat. Zwei Dinge aber sind es vor Allem, welche darthun, in welchem Grade die durch das Kriegsunglück geschürten Leidenschaften in Frankreich Sinn und Verstand berückt und selbst einige bisher den Franzosen mit Vorliebe beigemessene edle Eigenschaften in ihr Gegentheil verkehrt haben. Wir meinen das sich fortwährend wiederholende Schießen auf abgesendete Parlamentäre und die Brutalität, welche, vor Allem in Paris, Regierung und Volk gegen die daselbst in Masse lebenden und Geschäfte treibenden Deutschen übt. Die Lage derselben ist über alle Beschreibung peinlich und traurig. Die Ausweisungsmaßregel wurde anfangs mit einer gewissen Mäßigung geübt. Seit den Schlachten vor Metz, seit dem Marsch der deutschen Heere auf Paris hat man jede Rücksicht bei Seite geschoben, und unterschiedslos stößt man die Angehörigen der kriegsführenden Staaten, Besitzende und Nichtbesitzende zu Tausenden — mit ihnen sogar eine Zahl Deutsch-Oesterreicher — mit Gewalt aus Paris und aus Frankreich. Wenn man in einer Zeit, wo selbst Franzosen, die dem belagerten Paris eine Last zu werden drohen, aus der Stadt entfernt werden, von jedem Fremden, der bleiben will, mit besonderer Strenge einen Nachweis darüber verlangte, daß er auf längere Zeit mit allen nöthigen Lebensmitteln vollständig versehen ist: nichts wäre natürlicher als dies. Wenn man alle nur im geringsten heimlicher Umtriebe verdächtigen fremden Elemente ohne lange Untersuchung entfernte, auch dies wäre gerechtfertigt durch die Noth der Zeit. Aber daß man selbst über diese Grenzen hinausgeht, ist ebenso barbarisch als unklug, denn die Zeit ist nahe, wo kein Widerstand mehr möglich sein und das Schicksal Frankreichs endgültig in der Hand des Siegers liegen wird. Dasselbe muß man von dem völkerrechtswidrigen Schießen auf die Parlamentäre sagen. Wir wissen sehr wohl, daß in allen großen Kriegen von beiden Seiten Beschuldigungen über völkerrechtswidrige oder brutale Gewaltakte erhoben worden sind, von denen sich später herausstellte, daß sie auf Mißverständnissen, auf Uebertreibungen beruhten, oder daß sie von der erhitzten Phantasie erzeugt, von der Leidenschaft

und Leichtgläubigkeit weiter getragen wurden. Auch wissen wir, daß in der stürmischen Bewegung des Krieges der Feind leicht einmal ein Zeichen übersehen kann, wovon der Gegner glaubt, er müsse es erkannt haben, und daß man niemals die ausnahmsweise Missethat des Einzelnen dem Ganzen zur Last legen soll. Aber wenn wir uns auch bemühen, in diesem Geiste die Beschuldigungen der bezeichneten Art, welche gegen Frankreich sich anhäufen, zu sichten und objektiv zu beurtheilen, die Milderungsgründe reichen nicht aus. Zu oft wiederholen sich die unverantwortlichsten Dinge. Es mußten die übereinstimmend berichteten Thatsachen zum größten Theile erfunden oder entstellt sein — und für diese Annahme fehlen Gründe, — oder es ist das strenge Urtheil begründet, daß die Haltung Frankreichs während des Krieges seinen sittlichen Verfall in derselben Weise darthut, wie der Krieg und seine Erfolge zeigen, daß Frankreich politisch und militärisch nicht mehr so schwer wie ehedem auf der Völkerwage wiegt, auf welcher das Geschick von Zeit zu Zeit das Gewicht der sich äußerlich und innerlich umgestaltenden Staaten prüft.

So standen die Dinge in Paris vor den letzten Kämpfen bei Metz, bei Beaumont, Sédan, vor der Kapitulation des Mac Mahonschen Heeres, der Gefangennehmung des Kaisers. Den Einfluß dieser Nachrichten auf den Mittelpunkt des französischen Reiches kennt man noch nicht. Wird man die Regentschaft an ihrem Platze und ihr alles Weitere überlassen? Wird sie an eine Fortsetzung der Vertheidigung denken oder um Frieden bitten?

Mit gespannter Aufmerksamkeit folgt Europa den gewaltigen Ereignissen, die sich folgenschwer in seiner Mitte vollziehen. Unstreitig besteht hier und da das Gelüste, rücksichtlich der Folgen ein Wort mitzusprechen. Darauf deutete schon die entschiedene und würdige Zurückweisung, welche die officiösen Blätter Berlins solchen Bestrebungen ganz vor Kurzem im Voraus entgegensetzten. Im Uebrigen ist die Entwickelung zu rasch, die Machtentfaltung zu großartig, der Erfolg zu durchschlagend, als daß eine ernstliche und bedenkliche Einmischung nach dem Kriege wahrscheinlich würde. Auf der pyrenäischen Halbinsel ist man ganz durch die inneren Wirren gefesselt. In Spanien regen sich die Karlisten wieder und in Portugal sind eben jetzt dem Verschwörer Saldanha die Zügel des Ministerpräsidenten entfallen. Man will ihn, wie es heißt, als Gesandten nach London gehen lassen. Italien kann nach den Schlachten vor Metz und bei Beaumont noch weniger als nach den Kämpfen bei Wörth und Saarbrücken daran denken, das zu erfüllen, was der König ursprünglich Napoleon heimlich versprochen haben mag. Es fährt fort, seine Rüstungen zu vervollständigen. Das Gewitter wird sich aber wahrscheinlich bald in der Richtung auf Rom entladen, denn die innere Bewegung des Volks drängt die Regierung mehr und mehr zu einem entscheidenden Schritt nach dieser Seite hin. Wir vermutheten richtig, als wir trotz einiger dafür sprechenden Zeichen annahmen, Preußen werde die Rolle eines Schützers der weltlichen Herrschaft des Papstes nicht übernehmen. Es hat sich in Beziehung auf die römische Frage, wie man jetzt anzunehmen wohl berechtigt ist, in Rom sowohl wie in Florenz neutral erklärt. Oesterreich arbeitet sich noch an seinen Verfassungswirren ab. Es steht vor der Eröffnung seines Reichsrathes. Ob der böhmische Landtag denselben beschickt, entscheidet sich vielleicht, während wir dies schreiben. Die deutsche Verfassungspartei nämlich hat dort nicht mehr die Mehrheit und deshalb die Beschickung des Reichsrathes nicht in ihrer Hand. Daß die Tschechen die Mehrheit im Landtag haben, wie behauptet wird, ist nur dann richtig, wenn man die aus den Wahlen des Großgrundbesitzes diesmal als Sieger hervorgegangenen „Feudalen“ ohne Weiteres den Tschechen zuzählt. In Wahrheit schicken sie sich an, eine mittlere Stellung zwischen der deutschen Verfassungspartei und den Tschechen einzunehmen. Letztere sind einstweilen, trotz Deklaration, in den Landtag eingetreten, und haben auch, „da sie nicht mehr in der Minorität seien“, die deutsche Partei aufgefordert, ihre Führer zu gemeinschaftlichen Besprechungen zu schicken. Vorerst soll außerhalb des Landtags der Versuch gemacht werden, das Problem zu lösen, ob und wie sich böhmisches Landesrecht (nach tschechischer Auffassung) und österreichisches Verfassungsrecht vereinigen läßt. Dieser Versuch wird eben jetzt gemacht, mit welchem Erfolg, ist abzuwarten. An der etwas versöhnlicheren Stimmung der Tschechen hat die Appellation der Regierung an den österreichischen Patriotismus vielleicht einen geringeren Antheil als das Mißbehagen, mit welchem sie auf die Erfolge der deutschen Waffen blicken. Wenn sie im Geiste den preußischen Adler zum deutschen Reichsadler werden sehen und erwägen, wie weit dereinst seine Schwingen tragen können, so mag sie vielleicht das Gefühl überkommen, daß die tschechischen

Sonderbestrebungen unter der Devise „wir können warten" doch nicht für alle Zukunft besonders sicher geborgen sind. Die franzosenfreundlichen Demonstrationen des galizischen Landtags werden schwerlich von besonderem Gewicht für Oesterreichs auswärtige Politik werden.

England hat sich mit Italien, Oesterreich und Rußland dahin vereinigt, daß keine dieser Mächte aus den Grenzen der Neutralität während des deutsch-französischen Krieges heraustreten soll, ohne den andern Mächten seine Gründe für eine solche veränderte Politik zuvor dargelegt zu haben. Dies ist nicht viel, aber es ist doch etwas. Im Uebrigen ist es bezeichnend, daß eben jetzt das Organ des Grafen Bismarck, die „Nordd. Allg. Ztg.", schreibt: „In England fängt die öffentliche Meinung an, sich mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß wir mindestens die Vogesengrenzen fordern können, neben einer Kriegskosten-Entschädigung von einer Milliarde. Wir denken aber, daß wir dazu noch die Mosellinie mit Metz haben müssen, und so Gott will, haben werden".

Rußland ist vielleicht die Macht, welche sich trotz des bisherigen freundschaftlichen Verhältnisses zu Preußen schließlich noch am entschiedensten gegen die Ueberschreitung der Mainlinie und die Erweiterung der Grenzen Deutschlands stemmt. Wird doch auch behauptet, daß 1866 mehr noch die Rücksicht auf Rußland als auf Frankreich für Preußen bestimmend geworden sei, in seinen Plänen an der durch den Prager Frieden bezeichneten Grenze anzuhalten. Ein solches Auftreten Rußlands, wenn es erfolgen sollte, würde dies Mal schwerlich stark genug sein, den Arm des Siegers zu lähmen. Es könnte vielleicht sogar etwas sehr Gutes fördern, denn es böte sich damit für Preußen eine herrliche Gelegenheit, Oesterreich nicht durch Rußland anziehen zu lassen, sondern es selbst zu gewinnen. Es gälte dann den Wurf zu thun, mit der deutschen Entwickelung auf der gewonnenen neuen Grundlage auch die der österreichischen Monarchie im wohlverstandenen Interesse der deutschen Gesammtnation in das rechte Geleise zu bringen.

Wir werden durch den Gang der Ereignisse auf diese Frage zurückgeführt werden. Sie betrifft nicht unmittelbar die Kriegsziele, worüber wir nunmehr noch Einiges zu sagen haben, hat aber doch eine innere Verwandtschaft dazu. — Seitdem wir in der letzten Umschau die Abrechnung mit Frankreich besprachen, haben sich die officiösen Blätter Preußens so entschieden über die Zurückforderung vom Elsaß und einem Theile Lothringens ausgesprochen, daß an dem feststehenden Entschluß, nur auf Grund der gewonnenen Vogesen- und Mosellinie Frieden zu machen, nicht mehr zu zweifeln ist. Wir können dem nur von Herzen zustimmen, unter der Voraussetzung, daß man diese seit vielen Menschenaltern Frankreich einverleibten Gebiete nicht bloß zu Anhängseln von isolirt dastehenden Mittelstaaten macht, sondern ihnen die Theilnahme an einem wahrhaft großstaatlichen Nationalleben sichert. Das ist der Grundgedanke unserer früheren Erörterung dieser Frage. Kommt die deutsche Frage in Folge des gegenwärtigen Krieges wenigstens für das gesammte nichtösterreichische Deutschland zu einem befriedigenden Abschluß, so ist die Verbindung des elsässischen und lothringischen Vogesen- und Moselandes mit den angrenzenden süddeutschen Staaten offenbar die naturgemäßeste Lösung. Bliebe Deutschland auch nach dem Kriege noch politisch zerrissen, wie es heute ist, dann könnte, wie uns scheint, nur noch die unmittelbare Verbindung dieser Gebiete mit Preußen in Frage kommen. Dieses würde sich dann freilich mit einer langen, schmalen Landzunge zwischen Frankreich und die süddeutschen Staaten legen, eine schlechte geographische Lage erhalten und seine jetzt erhaltene leidliche Abrundung wieder verlieren. Wir verlangen also für die von Frankreich wieder abzutrennenden ursprünglich deutschen Länder in erster Linie, daß sie durch die angrenzenden Staaten als Glieder eines gemeinsamen deutschen Nationalstaates in die deutsche Heimat zurückgeführt, in zweiter Linie, daß sie preußische Provinz werden. Kann oder will man ihnen weder die eine, noch die andere Stellung geben, dann lasse man sie nur lieber bei Frankreich.

Es wäre sehr traurig, wenn der gegenwärtige Krieg schlösse, ohne die Voraussetzung der naturgemäßesten Lösung zu bringen, wenn die herrlichsten deutschen Siege nur die Niederwerfung Frankreichs, nicht die Wiederaufersteh ung Deutschlands bedeuteten. Es erscheint uns wie ein Verbrechen, wenn aus dieser furchtbar blutigen Saat nicht die Beseitigung, sondern die Befestigung der Mainlinie hervorginge. Indem wir so an die Schwelle der deutschen Frage geführt sind, wollen wir, da wir heute nur Weniges darüber sagen können, zunächst einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken.

Der großdeutsche Gedanken, wie er bis zum Jahre 1866 praktisch verfolgt wurde, erstrebte,

so weit er nicht von dem gewöhnlichen Partikularismus als Maske getragen wurde, als höchstes Ziel die Wiederherstellung eines kräftigen Gesammtreiches, nicht in den alten Formen und im alten Geiste, sondern auf neuen Grundlagen und in einem neuen Geiste. Er unterschied zwei Stadien, welche unser nationales Leben zu durchlaufen haben würde, ein vorbereitendes und ein abschließendes. Für das letzte setzte man eine gewaltige Krisis voraus, die nach dem Gesetz aller menschlichen Dinge, auch wenn man sie nicht künstlich sucht, einmal kommen müsse, nämlich daß Oesterreich oder Preußen kraftlos ablebe, oder an akuten Krankheiten untergehe, so daß der eine Großstaat auf den Trümmern des andern die ganze Nation mit Allem, was ihr an fremden Elementen geschichtlich eingefügt ist, zur Einheit führen könne, wo möglich in der Form eines wahrhaft föderativ geordneten Bundesstaates oder Kaiserreiches (vergl. meine Schrift „Die deutsche Nation und das Kaiserreich", München 1862, S. 222). Was die vorbereitenden Stadien betrifft, so verschloß man sich der Einsicht nicht, daß jeder Bund, in welchem zwei Großstaaten zusammenwirken, mit vielen Mängeln behaftet bleiben und nicht leicht aus einem losen Gefüge hinauskommen wird. Aber man glaubte, daß bei gutem Willen auch auf der gegebenen Grundlage eine relative Verbesserung unseres gemeinsamen öffentlichen Lebens und damit ein allmähliges besseres Zusammenwachsen der gesammten Nation möglich sein werde. Man glaubte ferner, daß vor Allem das vollständige Zerfallen der Nation in mehrere politisch gar nicht mehr zusammenhängende Theile zu verhüten sei, und stellte diesen Gesichtspunkt über die Erlangung einer einheitlicheren Form für einen in sich abzuschließenden Theil Deutschlands.

Seit 1866 verfolgt die im Grund republikanisch gesinnte Partei den großdeutschen Gedanken noch in ihrer Weise. Sie kann dies, denn sie will zur gelegenen Stunde nicht nur mit den kleinen Monarchien, sondern auch mit den großen Monarchien Oesterreich und Preußen brechen und dadurch freien Boden für eine deutsche Föderativ-Republik, und zwar im gesammtdeutschen Sinn erhalten. Für Alle, welche nicht mit der Monarchie grundsätzlich gebrochen hatten oder brechen wollten, entrückten eigentlich schon die Ereignisse von 1866 den großdeutschen Gedanken in seiner früheren Bedeutung, wenigstens insofern es sich darum handelte, ein positives konkretes Ziel aufzustellen. Doch mochten es immerhin Viele noch als ungewiß betrachten, ob das 1866 Begründete auch Bestand haben, ob das deutsche Gesammtleben nicht bald in eine andere Bahn getrieben werden würde. Daß der Krieg von 1866 und die ihm zu Grunde liegende Politik eine neue gewaltsame Krisis nach sich ziehen werde, war sehr wahrscheinlich. Niemand konnte voraussagen, wie weit sie sich erstrecken, in welcher Verfassung sie Oesterreich finden, welche Rolle es spielen, ob der Ausgang der Krisis die Befestigung oder den Umsturz der preußischen Errungenschaften von 1866 bedeuten werde. Heute ist für diese Ungewißheit nicht mehr Raum. Der Krieg gegen Frankreich hat das ganze nichtösterreichische Deutschland in der schönsten Weise zusammengeführt, Oesterreich hat sich kluger Weise nicht in die Krisis gemischt, die im günstigen Falle die letzte Möglichkeit für dasselbe geboten hätte, die verlorene Stellung in Deutschland wieder zu gewinnen. Es hat dadurch und durch seine Erklärungen, daß es die Wiedererlangung einer solchen Stellung nicht erstrebe, seinerseits der 1866 vollzogenen Auseinandersetzung zwischen ihm und Deutschland das Siegel der Bekräftigung aufgedrückt. Aber mehr noch als dies bedeuten die großartigen gemeinsamen Kämpfe, das auf den französischen Schlachtfeldern in Strömen vergossene deutsche Blut, der volle Kranz staunenswerther Siege. Man wird sich nicht leicht einen festeren, dauerhafteren Kitt für den Bau denken können, der 1866 begonnen, aber nicht abgeschlossen wurde.

Wir haben es nie verhehlt und verhehlen es auch heute nicht, daß wir noch nach den preußischen Siegen des Jahres 1866 eine andere Ordnung der Dinge für Deutschland gewünscht hätten, als diejenige, welche damals gegründet wurde. Da der Gedanke einer an die Stelle des Bundes zu setzenden gesammtdeutschen Föderation, welcher wir vor 1866 für die nächste Zukunft Deutschlands den Vorzug gegeben hatten, auf den Schlachtfeldern Böhmens aussichtslos geworden war, so hätten wir den deutschen Einheitsstaat mit voller Gemeindeautonomie und einer sehr freien Provinzialverfassung lieber gesehen als den Norddeutschen Bund. Aber freilich hatten wir dabei nicht einen nur bis zur Mainlinie reichenden preußisch-deutschen Einheitsstaat vor Augen. Alle größeren Staaten Deutschlands waren damals Gegner und Besiegte Preußens; mit den kleineren Bundesgenossen aber hätte sich wohl ein Ab-

kommen treffen lassen, rücksichtlich ihrer Stellung in den von ihnen bisher regierten Ländern, als ebenbürtigen Fürsten und erblichen Mitgliedern eines Fürsten- und Herrenhauses. Auch hatte Preußen für den Fall, daß Sadowa noch nicht das Ende des Krieges bedeutete und neue völkerrechtliche Verwickelungen auftauchten, um derselben Herr zu werden, noch große Karten in der Hand, nicht bloß militärischer, sondern auch politischer Art. Es sind nicht sowohl die eine oder andere Verfassungsbestimmung, als die kolossale Ungleichheit der Elemente, aus welchen der Norddeutsche Bund besteht, welche immer wieder den Zweifel in uns angeregt hat, ob derselbe ohne wesentliche Abänderungen sich durch eine Reihe von Geschlechtern erhalten könne. Mit dieser elementaren Ungleichheit und einer Verfassung, die hier und da das bundesstaatliche Niveau nicht erreicht, an andern Stellen es überschreitet, steht er zwischen Einheitsstaat und wirklicher Föderation mitten inne und macht weder auf die Unitarier, noch auf die Föderativen den Eindruck eines ihm innewohnenden festen Abschlusses. Aber es ist nun einmal 1866 diese Staatsform und nicht der (decentralisirte) Einheitsstaat gegründet worden. Der oberste Grundgedanken dieser neuen Schöpfung wenigstens, die an die Krone Preußen geknüpfte einheitliche Macht Deutschlands, hat überdies 1870 eine neue Weihe erhalten. Dies haben die alten Parteien, wie sie vor 1866 bestanden haben, die politischen Sieger wie die politisch Besiegten anzuerkennen. Beide haben sich jetzt zu fragen, wie nunmehr von der gegebenen Grundlage aus das Beste für Deutschland erreicht werden kann. Die Macht der Ereignisse regt alle strebenden Geister an, einen endlichen Abschluß der deutschen Frage zu suchen, alle realen Interessen fordern den Aufbau des gemeinsamen schützenden Daches, die Gunst des Augenblicks mag es erleichtern, über alte Schwierigkeiten hinwegzukommen, ja selbst die Mängel in der Grundanlage des Norddeutschen Bundes wenn auch nicht zu beseitigen, doch abzuschwächen, und dabei doch die einheitliche Kraft des Ganzen, da wo sie wirklich nöthig ist, zu steigern.

Die Prüfung der besten Wege zu diesem Ziele wird eine genaue ins Einzelne gehende Erwägung bedürfen. Heute beschränken wir uns darauf, einen oft empfohlenen Weg als einen solchen zu bezeichnen, der nicht der rechte ist, und im Voraus vor ihm zu warnen. Die Idee des früheren bayerischen Premierministers, des gewiß gut deutsch gesinnten Fürsten Hohenlohe, ging*), so viel wir wissen, dahin, die süddeutschen Staaten unter sich und diese dann wieder mit dem Norddeutschen Bunde organisch zu verbinden. Gewisse politische Aufgaben sollten für beide Theile gemeinsam sein, und vor einer parlamentarischen, beide Theile — d. h. das geeinigte Deutschland — vertretenden Abgeordneten- oder Delegirtenversammlung erledigt werden. Erst wenn man diesem Gedanken Fleisch und Blut gibt, ihn konkret entwickelt, wird man auf eine Menge von Schwierigkeiten und Mängel stoßen, woran die Ausführung scheitern würde, und welche sich nicht zeigen, so lange man nur bei der Idee im Allgemeinen verweilt. Davon soll hier nicht die Rede sein. Aber zwei allgemeinere Erwägungen drängen sich auf. Wenn Deutschlands politische Gestalt nicht als Zerrbild in der europäischen Staatenwelt erscheinen soll, so braucht es nach dem, was es vollbracht, eine andere und vollere Repräsentation als die, welche ihm jener Plan anweist. Sodann: was wir brauchen, ist weit eher eine Vereinfachung als eine Vermehrung und größere Verwickelung der parlamentarischen Formen. Kreistage, Provinzialversammlungen, Landtage, ein mächtiges preußisches Parlament, der Reichstag, das Zollparlament und dazu nun noch eine süd- und norddeutsche Unionsdelegation oder parlamentarische Versammlung: das ist zu viel, das verträgt sich nicht zusammen, das vertragen und ertragen auf die Dauer auch unsre Sitten nicht. Auf solchem Untergrund errichtet man keinen stolzen, keinen festen Bau.

v. Wydenbrugk.

*) Heute denkt er vielleicht anders und geht weiter.

Nekrolog.

Messei, von, Mitglied der Kammer der Reichsräthe, hochverdient um die Industrie in Bayern, † am 1. Sept. in München, 80 Jahre alt.

Petavel, Professor und Pfarrer, früher Rektor der Akademie, bekannt durch seine Bestrebungen für die Emancipation der Juden, † in der dritten Augustwoche, über 80 Jahre alt, zu Neuenburg in der Schweiz.

Podhraizky, Joseph, bedeutender ungarischer Geschichtsforscher, † am 14. August in Ofen, 75 Jahre alt.

Wendt, Gustav, preußischer Oberfinanzrath und General-Inspektor des Thüringischen Zoll- und Handelsvereins, † in Erfurt am 22. August im 76. Jahre.

Literatur.

Deutsches Schriftthum im Elsaß*). In diesen glorreichen Tagen, welche die deutschen Waffen nicht allein, sondern auch die deutschen Köpfe und Herzen zu einer Einmüthigkeit aufgerufen haben, wie sie unsere Geschichte zuvor niemals aufwies, sind wir auch einig in Wunsch und Hoffnung, daß der Kampfpreis, um den unsere Heldenheere über den Rhein gezogen sind, zugleich Entschädigung für die Vergangenheit und Sicherung für die Zukunft gewähren muß. Alle deutschen Augen sind dabei zunächst auf die einst frevelhaft dem deutschen Reiche geraubten überrheinischen Provinzen gerichtet. Die Nation fordert, daß Elsaß und Lothringen wieder in den nationalen Verband zurückgebracht werden, in den sie nach Geschichte, Abstammung und Sprache gehören, und wir leben der Zuversicht, daß die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit dieser Forderung auch in Denen keinem Zweifel begegne, welche die schließliche Abrechnung mit den europäischen Landfriedensbrechern festzustellen haben.

Dabei steht die Frage auf, wie viel deutsches Volksthum noch in jenen Landestheilen unverwälscht und in gesunder Kraft lebendig sei. Wie die Sprache überhaupt, so ist bekanntlich auch, und in vorzüglichem Grade, das, was in und aus einer Sprache schriftstellerisch erzeugt und gebildet ist, für das Leben eines Volkes und eines Volkstheiles bedeutsam und entscheidend. Es legen dabei auch vergangene Zeiten für spätere gültiges Zeugniß ab. Ein kräftiger nationaler Kern kann viel Anfechtungen auf sein unwüchsiges Wesen überstehen, und was einmal in einem Volke lebendig war von geistiger Triebkraft, vermag nach jahrhundertlanger fremdländischer Einwirkung wieder neue Schößlinge zu treiben in angeborener Richtung. Dies im Auge, wollen wir im Folgenden die eine der weiland von französischer Frechheit uns gestohlenen Provinzen auf ihre alten und neuen Beziehungen zu unserer vaterländischen Literatur einer Betrachtung unterziehen. Es handelt sich dabei um das Bedeutsamste, was zum Bestande deutschen Schriftthums gesteuert hat, den Elsaß, diesen schönen Strich einst (und will's Gott bald wieder ganz) deutschen Landes, von dem der alte Sebastian Münster in seiner „Cosmographey" (1544) geschrieben: „Daß ich es in kurzen Worten sag', es ist in dem gantzen Teutschen landt kein Gegenheit, die diesem Elsaß möchte verglichen werden".

Nur im Vorbeigehen berühren wir bei unserer Ueberschau zunächst einige mehr mittelbare, obschon wichtige Beziehungen jenes Gebiets zu unserer Nationalliteratur. Derjenige Namen, welcher mit dem ersten unter den herrlichen deutschen Siegen des gegenwärtigen Feldzugs verknüpft ist, bezeichnet auch eine der frühesten Pflegestätten deutschen Geisteslebens. Zu Weißenburg im Elsaß blühete eine jener Klosterschulen, welche seit dem 9. Jahrhundert, nach dem Vorbild der Fuldaischen gegründet, so unendlich förderlich für deutsche Bildung im Allgemeinen und für die deutsche Literatur in Sonderheit wurden. Wie durch fleißige Mönche damals der Elsaß für die handschriftliche Literatur bedeutsam geworden ist, so wurde er es sechs Jahrhunderte später für die Anfänge der gedruckten. Johannes Gutenberg hat die ersten und vielleicht wichtigsten Versuche in seiner weltbefreienden Kunst zu Straßburg gemacht, frühe fand dieselbe dort durch Andere vorzügliche Pflege, die beiden ältesten mit Angabe des Orts und des Druckers versehenen Werke und die zweite deutsche Bibel (1466) gingen aus Straßburger Officinen hervor. Dieselbe Stadt darf sich rühmen, die (nicht bloß typographische) Heimstätte des ersten namhaften deutschen Wörterbuchs zu sein, welches der Straßburger Arzt Petrus Dasypodius 1535 dort erscheinen ließ (vergl. Deutsch. Wörterbuch der Brüder Grimm, Einleitung S. XX). Und endlich, wenn von wissenschaftlichen Förderungen der deutschen Literatur vom Elsaß her die Rede ist, darf auch nicht vergessen werden, rühmend zu gedenken, was Johann Schilter († 1705) und Georg Scherz († 1754) in Straßburg für Erhaltung und Sammlung altdeutscher Dichtung in emsigem Fleiße gewirkt haben.

Belangreicher als diese doch nicht unwesentlichen Zeugnisse der Mitarbeiterschaft des Elsaß an deutscher Bildung ist der eigentlich schöpferische, vor Allem der dichterische Antheil desselben

*) Der obige Aufsatz ist verfaßt in den letzten Tagen des August.

an dem Schatze unserer nationalen Literatur. Einem solchen Antheil begegnen wir sogleich in der Geschichte unserer ältesten Poesie. Der Elsaß ist eine der Stätten, auf welchen die deutsche Heldensage der Völkerwanderungszeit ihre gewaltigen Begebenheiten sich abspielen läßt. In den Wasgau, in einen Engpaß der Vogesen, verlegt das alte, uns freilich nur in späterer lateinischer Fassung erhaltene Lied von Walther vom Wasichenstein den grimmen Kampf, den der mit der schönen Hildegund vom Hofe des Hunnenkönigs Etzel Entflohene gegen den König der Burgunden Gunthari und dessen Mannen besteht. Drastischer hat die urgermanische Lust an mannhaftem Streit und fröhlichem Schwertertanz wohl nie Ausdruck gefunden, als in diesem Gedicht. Vor Allem enthält der schließliche Kampf zwischen Walther und Hagen von Tronje und die darauf folgende Versöhnung in jener Hinsicht die bezeichnendsten Züge. Wie die beiden Recken, nachdem sie sich entsetzlich zugerichtet haben, beim Sühnewein über ihre Verstümmelungen gegenseitig witzeln, wie sich der Einhändige und der Einäugige, die Wunden vom Blute trocknend, mit Späßen groteskester Art über ihre verlorenen Glieder lustig machen, das gibt in förmlich lapidarem Humor Zeugniß von der germanischen Freude am Heldenhaften. Wir haben wohl in jüngsten Tagen noch von einzelnen Fällen vernommen, in denen schwer verwundete deutsche Krieger neben dem Tod auf der Zunge noch für einen heitern Scherz auf derselben Raum hatten, zum Beweise, daß in deutschen Mannen noch etwas von jener Art lebt, welche einst an der Sage von den Kämpfen am Wasichenstein sich weidete. Es mag hier auch darauf hingewiesen sein, daß der eine Hauptheld dieser Kämpfe, der grimme Hagen (bekanntlich auch eine der hervorragendsten Gestalten des Nibelungenlieds) nach seinem Beinamen noch eine besondere persönliche Beziehung zum Elsaß hat. Denn Tronje (Tronei) ist das heutige Kirchheim bei Marlenheim, nordwestlich von Straßburg*).

Wenden wir uns von diesen Erinnerungen an die volksmäßige Heldendichtung zu der Kunstdichtung der altdeutschen Epoche, so treffen wir in erster Linie wieder auf den Namen Weißenburg. Aus dem berühmten Kloster daselbst ist das früheste größere deutsche Reimgedicht hervorgegangen: die unter dem Namen „Krist" bekannte Evangelienharmonie des Mönchs Otfried, welche dort bis etwa 868 vollendet worden ist. Steht dies Werk auch an poetischem Werthe dem, denselben Stoff behandelnden, um etwa ein halbes Jahrhundert älteren niederdeutschen „Heliand" sehr wesentlich nach, so gehört es doch in sprachlicher und formeller Hinsicht zu den wichtigsten Denkmälern der althochdeutschen Literatur. Noch ein anderes Gedicht, welches wenigstens seinem Stoffe nach in die älteste Zeit unserer Literatur gehört, ist uns aus dem Elsaß in erster Reimfassung zugekommen. Dreihundert Jahre nach Otfried verfaßte der elsässische „fahrende" Poet Heinrich der Glichesâre (Gleißner) nach französischer Quelle einen „Reinhart Fuchs" und eroberte so die urgermanische Thiersage, nachdem sie vom ursprünglichen Boden auf die westlichen Nachbargebiete übergegangen war und lange dort verweilt hatte, der deutschen Heimat zurück. Möchte dies Verfahren des alten Elsassers in Bezug auf seine eigene Heimat demnächst in Paris vorbildlich gewesen sein!

Auch an der ersten großartigen Blüthezeit deutscher Dichtung hat der Elsaß seinen Theil, und einen hervorleuchtenden. Zwei der ausgezeichnetsten Dichter der mittelhochdeutschen Glanzepoche sind dort eingeboren. Der eine wird dem unbefangenen Urtheiler überhaupt für den größten und genialsten Kunstpoeten des ganzen, an hervorragenden dichterischen Ingenien so reichen Zeitraums gelten müssen. Es ist Gottfried von Straßburg, der Dichter des Liedes von Tristan und Isold, der große Künstler und Formenmeister, der feine Herzenskündiger, dem in zierlicher leichter Fügung der Gedanken und in bezaubernd anmuthiger Darstellung keiner seiner Zeitgenossen und kaum überhaupt ein Poet der gesammten Weltliteratur gleichkommt, wenn auch das Zeugniß, welches ihm der Moralist ausstellt, minder günstig lauten muß, und wenn er auch namentlich seinem großen Nebenbuhler Wolfram von Eschenbach den Vorzug sittlichen Ernstes und in die Tiefe dringender spekulativer Kraft überall nicht streitig machen kann. Von Gottfrieds Lebensgeschichte wissen wir nahezu nichts. Doch darf, daß er sein unvollendet gebliebenes Hauptwerk um 1210 verfaßt hat, und daß die Stadt, nach welcher er genannt wird, sein Geburtsort und sonach der Elsaß seine Heimat ist, nach den jüngsten Forschungen*) wohl als sicher angenommen werden.

Sonach gebührt dem Elsaß der Ruhm, dem deutschen Volke einen seiner größten Dichter

*) Vergl. August Stöbers „Alsatia" 1852, S. 53.

*) Vergl. die treffliche Einleitung zu Reinhold Bechsteins Ausgabe des „Tristan" (1869), S. XXVI ff.

von Heimats wegen gegeben zu haben. Wir mögen hier (da wir keine französischen Bulletins schreiben) die Thatsache nicht unterschlagen, daß Gottfrieds von Straßburg dichterische Art keinen reindeutschen Charakter trägt. Seine Muse zeigt (am deutlichsten wenn man sie mit der ernsten Wolframs vergleicht) in Mienen und Haltung Züge romanischer Natur. Und zwar die liebenswürdigsten Züge derselben. Daneben aber doch auch einige jener Art, um die wir die Romanen nicht beneiden. Gottfried ist durch und durch ein Weltkind, die äußerlichen Formen seiner Sitte gelten ihm über Alles; von dem Wesen tiefinnerlicher Sittlichkeit hat er, sozusagen, gar keine Ahnung, das Höfische (im Gegensatz zur „Dörperheit") war ihm ein moralischer Begriff, und zwar das Höchste überhaupt, dem der Mensch nachstreben soll. Von demjenigen, was Goethe „das Menschengeschick Bezwingende" in der Poesie nennt, ist bei Gottfried wenig zu finden. Erinnern wir uns hierbei, daß der Elsaß keine völlig reingermanische Bevölkerung aufzuweisen hatte, schon als Chlodwig ihn, nach der Eroberung, mit Schwaben zum Lande Alemannien vereinigte. Zu Cäsars Zeiten war der Elsaß von keltischen Völkerschaften bewohnt, mit denen sich germanische, dann auch römische vermischten. Bei der Ueberwältigung dieser Landesinsassen durch die Alemannen (oder Burgunder) im Anfang des 5. Jahrhunderts blieben von der alten romanisch-keltischen Bevölkerung noch gegen 175 Gemeinden übrig, ein Verhältniß, welches, außer in Bezug auf Gottfried, noch für eine später zu erwähnende allgemeinere Erscheinung im Literaturleben des Elsaß zu besserem Verständniß im Auge behalten werden muß.

Wie im Tristansänger der künstlerisch hervorragendste Vertreter des höfischen Epos aus der Glanzzeit mittelalterlich-deutscher Dichtung uns als Elsaßgeborener begegnet ist, so haben wir wahrscheinlich auch als solchen einen der besten deutschen Lyriker jener Tage zu betrachten. Im Tristan heißt es: „Wer soll das Banner tragen unter den Nachtigallen, seit die von Hagenau, ihrer aller Leitefrau, der Welt verstummt ist?" Diese Stelle ist aus guten Gründen auf Reinmar den Alten, neben Walther von der Vogelweide der vorzüglichste unter den Meistern des Minnegesangs, bezogen worden, dessen uns zahlreich erhaltene seelenvolle zartinnige Lieder, von reindeutschester Stimmung, demnach vermuthlich gleichfalls zum Elsaß Heimatsbeziehungen haben. „Ich wähne, Orpheus Zunge, die alle Töne kunde, die sang aus ihrem Munde", sagt Gottfried an der erwähnten Stelle weiterhin von dieser Liedernachtigall.

Aus der Zeit des Verfalles ritterlichen Wesens und höfischer Kunst, welche durch das Emporkommen städtischen und bürgerlichen Lebens abgelöst wurden, haben wir der Anfänge deutscher Geschichtschreibung zu gedenken, an welchen der Elsaß durch Fritsche Closeners († 1384) Straßburger und durch Jakob Twingers von Königshofen († 1414) Elsassische Chronik einen wesentlichen Antheil hat, der für Kenntniß deutschen Lebens jener Zeit wie für die Entwickelung der deutschen prosaischen Literatur von gleich ansehnlicher Bedeutung ist. An den deutschen Minnegesang reihete sich bekanntermaßen als die mehr und mehr entgeistete und in verschiedenem Sinne immer handwerksmäßiger betriebene lyrische Fortsetzung desselben, der Meistergesang, an. Wir erwähnen, daß der Elsaß auch für letzteren eine fruchtbare Pflegestätte abgab (hervorragende Meistersingerschulen bestanden in Straßburg und Kolmar), und wenden uns dann zu zwei literarischen Gebieten, welche den Elsaß qualitativ und quantitativ in höchst bedeutsamer Weise an wichtigen Aeußerungen unseres geistigen Volkslebens vorzüglich betheiligt zeigen: es sind dies die deutsche Mystik des Mittelalters und die deutsche komische und ganz besonders die satirische Literatur.

Zunächst die Mystik. Es ist bekannt, daß schon seit etwa dem 11. Jahrhundert im Gegensatz einerseits zum Formalismus der scholastischen Theologie und ihrer abstrakten Begriffszergliederungs-Weisheit, andererseits zu der hierarchischen Veräußerlichung des kirchlichen Wesens sich eine Richtung erzeugte, welche auf Verinnerlichung und Vertiefung des religiösen Lebens ausging. Dies, zuerst vornehmlich durch Bernhard von Clairvaux und Hugo von St. Victor angeregte Streben, welches in der deutschen Volksnatur auf angeborene Neigungen traf, fand in Deutschland um die Mitte des 14. Jahrhunderts eine weitwirkende Fortsetzung. In ausgezeichnetem Grade bei derselben vertreten war nun der Elsaß. Eine Anzahl der hervorragendsten Mystiker hat dort Heimat und Wohnstätte, oder wenigstens die erstere gehabt. Gleich Meister Eckart, welchen man den Erzvater der deutschen Spekulation genannt hat, ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein gebürtiger Straßburger gewesen (er lebte und wirkte am längsten in Köln); ein Mann

von kühnem, tiefem Geist, der, als Prediger und Lehrer weit berühmt, um pantheistischer Ketzereien willen gegen das Ende seines Lebens den Zorn der allmächtigen Kirchengewalt zu tragen hatte. Gleichfalls ein Straßburger von Geburt war Eckarts bedeutendster Schüler Johannes Tauler, der auch den größeren Theil seiner Lebenszeit in der Vaterstadt als gefeierter Prediger wirkte und daselbst 1361 starb. In der vorzüglichsten seiner Schriften, der Nachfolgung des armen Lebens Christi, waltet ein ganz wundersam herzansprechender Geist schlichter Milde und Innigkeit. Wie Eckart in Köln geraume Zeit thätig, und ebenfalls ein der mystischen Richtung zugewandter gleichzeitiger Sohn der alten Argentina war Nikolaus von Straßburg. Endlich bleibt zu erwähnen Johann Geiler von Kaisersberg, so genannt nach dem Ort im Elsaß, wo er (1445) geboren oder wenigstens nachmals erzogen wurde, der letzte Hauptvertreter der mystischen Schule, der seit 1478 über dreißig Jahre lang im Münster zu Straßburg predigte. Seine (von Andern herausgegebenen) Schriften zeigen die Mystik im Uebergang zur praktischen Verständigkeit, sie greifen in realistisch derber Darstellung frisch hinein ins Volksleben seiner Zeit und sind daher für dessen Kenntniß eine unschätzbare Fundgrube geblieben.

In der deutschen mittelalterlichen Mystik sind neben unleugbaren Schwächen des germanischen Wesens einige der besten Elemente desselben zu schönem Ausdruck gekommen: vor Allem die tiefe Innigkeit des Gemüthslebens unseres Volkes. Es ist daher in Bezug auf die Stammeszugehörigkeit des Elsaß von wesentlicher Bedeutung, daß jene Richtung grade dort so reich vertreten gewesen ist. Denn wir dürfen aus der Zahl und der Beschaffenheit ihrer Repräsentanten einen gültigen Schluß auf das Wesen der Bevölkerung ziehen, um so sicherer, wenn wir uns erinnern, daß auch in späterer Zeit noch einmal ein weittragender Anstoß zu herzlicherer und innerlicher Gestaltung christlichen Lebens gegenüber starrem dogmatischen Formelkram von einem Sohne derselben Gegend ausgegangen ist. Denn Philipp Jakob Spener, der Begründer des in seinen anfänglichen Bestrebungen ohne Frage sehr wohlberechtigt gewesenen „pietistischen" Glaubenslebens, war in Rappoltsweiler im Elsaß geboren und hat seine amtliche Thätigkeit als Prediger in Straßburg und als Docent an der dortigen Universität begonnen.

Wie die deutsche Mystik im Elsaß vor fast allen andern Gebieten unseres Vaterlandes recht eigentlich zu Hause gewesen ist, so gilt ein Gleiches und vielleicht in noch höherem Grade von der deutschen komischen Literatur. Es haben also zwei in gewissem Sinne diametral entgegengesetzte geistige Richtungen im dortigen Volke fruchtbaren Boden gefunden. Denn während die mystische Weltanschauung ihre Herzwurzel im ernsten Gemüthe hat, und als ihr höchstes Lebensprincip die selbstlose Liebe (zu Gott und aller Kreatur) und die versöhnende Milde bekennt, ist die Komik und vornehmlich ihre Untergattung Satire, vorzugsweise im Kopfe domicilirt, und der Grundzug ihres Wesens ist ein feindseliger: die freilich heitere Feindschaft gegen das Dumme und Schlechte. Da ist es nun bezeichnend, daß die größten und mit den schärfsten Waffen des Witzes ausgerüsteten Satiriker in der Weltliteratur nicht rein germanischer Abstammung waren. Denn was wollen unsere Liscow und Rabener und ähnliche Männer, was will selbst der bedeutendste ächtdeutsche Satiriker, unser Lichtenberg (den Humoristen Jean Paul kann nur Unverstand als Satiriker hohen Rangs gelten lassen) bedeuten, verglichen mit den Romanen Juvenal, Cervantes, Rabelais und Voltaire, dem Halbromanen Swift, den Semiten Heine und Börne? Der genialste Satiriker deutscher Zunge aber, wie wir bald zu erwähnen haben, ist eben ein Elsasser gewesen, und wenn wir neben ihm eine ganze Reihe minder bedeutender, aber immerhin doch mit einer sehr reichlichen Ader satirischer Laune ausgestatteter Schriftsteller als seine Landsleute aufzuführen haben, wenn der Elsaß gradezu als die Heimat der deutschen Satire betrachtet werden darf, so mag es doch wohl für mehr als Zufall genommen werden müssen, daß diese Heimat just in einem Stück deutschen Landes zu suchen ist, welches an romanisches Gebiet grenzt und dessen Bevölkerung mit, wenn auch geringen, ungermanischen Bestandtheilen von Alters her durchsetzt ist. Wie bei dem heiteren Gottfried von Straßburg, werden sich auch bei den witzigen und federscharfen, späteren Söhnen des Elsaß, Raceneinwirkungen nicht wegleugnen lassen, welche zwar durchaus nicht die Thatsache aufheben, daß dies Land überwiegend gut deutscher Art in Bezug auf Geist und Herz seiner Bewohner war und ist, die aber, wo von deutschem Schriftthum im Elsaß gehandelt wird, ehrlicher Weise nicht todtgeschwiegen werden dürfen. Doch wir kehren nach diesen allgemeineren Bemerkungen wieder zu unserer historisch-skizzirenden Darstellung zurück.

Der nächste unter den elsässischen Schriftstellern, welche wir hier zu erwähnen haben, ist Sebastian Brant, der Dichter des „Narrenschiffs". Er war 1458 in Straßburg geboren und hat dort seit 1500 bis zu seinem 1521 erfolgten Tode gewohnt. Sein genanntes Hauptwerk ist ein poesiebaares, in einförmigem Nebeneinander die einzelnen Thorheiten und Sünden seiner Zeit kapitelweis abhandelndes satirisches Gedicht in elsässischer Mundart, welche an spöttischen Beziehungen damals reicher war als irgend ein anderer deutscher Dialekt. Treffende Schilderung, derbe frische Darstellung, muthiger Angriff auf fremde und sogar auf die eigene Narrheit sind Brants Gedicht bei aller Armuth desselben an eigentlich dichterischem Geiste nicht abzusprechen. Jedenfalls hat es seiner Zeit packend gewirkt, wie unter Anderem bewiesen wird durch die zahlreichen Ausgaben, die es rasch erlebte (noch im Jahre seines Erscheinens 1494 drei, dann bis 1564 mindestens noch sechszehn), durch die Uebersetzungen desselben ins Niedersächsische, Holländische und Englische, wie auch durch den Umstand, daß Geiler von Kaisersberg das Narrenschiff einer Anzahl seiner Münsterpredigten zu Grunde gelegt hat.

Auch das ist ein Zeugniß für die bedeutende Wirkung von Seb. Brants Gedicht, daß die satirische Schriftstellerei eines andern Elsassers wesentlich durch dasselbe angeregt wurde. Thomas Murner, geboren zu Oberehenheim bei Straßburg, hat das Narrenschiff nicht weniger als dreimal nachgeahmt („Narrenbeschwörung" und „Schelmenzunft" 1512, „Gäuchmatt" 1519). Der merkwürdige, unstäte, vielwissende, vielkrakehlende Mann, welcher Franciskaner, Doktor der Theologie, Licentiat der Rechte, kaiserlich gekrönter Poet und Gott weiß was sonst noch war, überragte seinen Vorgänger an satirischer Schärfe bei weitem, nicht minder an Rücksichtslosigkeit, die sich bis zur Rohheit steigerte, wie unter Anderem der zwar schneidige, aber auch brutale Angriff darthut, mit welchem er gegen Luther in seiner Schrift „Von dem großen lutherischen Narren" (1522) losging.

Unendlich reicher aber als auch in Murner und reicher als in irgend einem Deutschen vor, neben und nach ihm entfaltete sich das elsässische Genie für Satire in Johann Fischart, dem größten komischen Schriftsteller unserer Nation, einem der größten aller Zeiten. Daß der Elsaß Heimatsanrecht auf ihn hat, wird nach W. Wackernagels (leider letzter) schöner Arbeit über ihn mindestens als in hohem Grade wahrscheinlich gelten müssen*). Wir hätten ihn danach als gegen 1550 in Straßburg geboren anzusehen. Sicherlich haben sein Leben und seine Schriften die mannichfaltigsten Beziehungen zu dieser Stadt und zum Elsaß überhaupt gehabt, wie er denn in einem Orte dieses Landes, in Forbach, gegen 1583 sein Weib, ein Amt und sechs Jahre später auch sein Grab gefunden hat.

Es kann hier selbstverständlich nicht auf eine Charakteristik Fischarts, nicht einmal auf die Skizze einer solchen abgesehen sein. Dazu ist die Physiognomie dieses wundersam begabten Mannes, wie sie sich in seinen Schriften darstellt, zu reich an eigenthümlichen und bedeutenden Zügen. Wir heben unter denselben daher nur einige hervor, die für unser Thema von vornehmlichem Interesse sind. Wenn im Vorhergehenden die ausgezeichnete Betheiligung des Elsaß an der satirischen Literatur andeutungsweise auf gewisse Mischungsverhältnisse in dem ethnographischen Charakter der dortigen Bevölkerung zurückgeführt wurde, so mag hier ergänzend und gleichsam als tröstliche Versicherung bemerkt werden, daß der hervorragendste elsässische Satiriker (neben Gottfried von Straßburg, zugleich der hervorragendste Schriftsteller, den der Elsaß überhaupt hervorgebracht hat) nicht nur ein Meister in vernichtender, satirischer Schärfe und Ironie, sondern auch ein Meister der ächt humoristischen Darstellung war; daß er also auch ein grundgermanisches Element in sich trug. Dieser sprachgewaltige, freisinnige und deshalb auch durch und durch protestantisch gesinnte, mannhafte Mensch, der Todfeind aller Pfafferei und Jesuiterei, hatte doch auch kindliche Harmlosigkeit, Milde und bei aller unverwüstlichen Heiterkeit tiefinnerlichen Ernst in seiner Seele. Er liebte sein deutsches Vaterland und sprach diese Liebe in Stolz und auch in Schmerz über dasselbe aus, er war begeistert für deutsche Sprache und deutsches Volksthum, vertraut mit Sitte und Leben unserer Nation wie Wenige, er hat deutsche Treue und Standhaftigkeit in den herzansprechendsten Worten gefeiert, deutsche Kunst hochgepriesen und deren Mißachtung durch die Welschen bekämpft. Seine Feindschaft gegen undeutsches Wesen spricht sich in ganz besonderer Deutlichkeit in der Beurtheilung des Franzthums aus. Was er im „Gargantua" (1574) von den „gailen, gobeligen, gogeligen, guckelhanigen Galliern" spricht und weiterhin zur Charakteristik des französischen Volks sagt, ist

*) W. Wackernagel († 1870 zu Basel). „Johann Fischart von Straßburg und Basels Antheil an ihm". Basel 1870.

grade heutzutage besonders lesenswerth, und unter Anderm hat die Bemerkung, es „tanze auf einem Fuß, wo andere zwei bedürfen", in der liederlichen Art der Vorbereitung zu dem ungeheuren Vorhaben der gallischen Aufschneider gegen unsere Nation eine sehr schlagende Bestätigung gefunden. Mag auch das schöne Wort Fischarts, womit er ein Gedicht auf das Bündniß Straßburgs mit Bern und Zürich schließt, fortan bei uns seine Bewährung finden. Es lautet:

Freiheitblum ist die schönst blüh.
Gott lasse diese werde Blum
In Teutschland blühen vmb vnd vmb:
So wachst dan Frid, Freud, Ruh und Rhum.

Als elsässischer Satiriker von Auszeichnung aus dem folgenden Jahrhundert ist ferner noch zu erwähnen: Hans Michael Moscherosch, geboren 1601 zu Wilstedt in der ehemaligen Grafschaft Hanau-Lichtenberg, unweit Straßburg. In letzterer Stadt war er geraume Zeit als städtischer Sekretär und Fiskal angestellt. Seine „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichte, d. i. Strafschriften", die er unter dem Namen Philander von Sittewald herausgab, stellen, einem spanischen Vorbild folgend, die deutschen Zustände seiner Zeit satirisch dar. Moscherosch hatte die Greuel und Schrecken dieser Zeit in reichem Maße persönlich erfahren, und dieser Umstand verleugnet sich nicht in seinem Hauptwerke, welches neben dem „Simplicissimus" die Hauptquelle unserer Kenntniß der damaligen deutschen Lebensverhältnisse bleibt. An Werth sind die einzelnen „Gesichte" (Visionen) ungleich und für die ächt künstlerisch satirische Wirkung gebricht es dem Verfasser an der Heiterkeit, welche bei Fischart auch die schärfste Geißelführung begleitet. Dennoch muß Moscherosch für einen der besten Schriftsteller der im Allgemeinen auch literarisch so traurigen Zeit des 17. Jahrhunderts gelten.

Wieder in die Reformationsepoche zurückgreifend, haben wir hier noch einer Anzahl von Schriftstellern zu gedenken, welche eine Gruppe für sich bilden, aber mit der satirischen Literatur in einer gewissen Verwandtschaft stehen. Eine literarische Lieblingsgattung des 16. Jahrhunderts waren Sammlungen von Schwänken, Anekdoten, lustigen und seltsamen Geschichten. Auch hier ist bedeutsam, daß grade der Elsaß an dieser Art von schriftstellerischer Produktion einen vorzüglichen Antheil genommen hat. Alsbald wieder die früheste und zugleich eine der besten unter jenen Veröffentlichungen stammt von daher: des Straßburger Franciskanermönchs, ehemaligen Juden Johannes Pauli (der seit 1505 als Lesemeister in Schlettstadt, seit 1518 zu Tann lebte) Sammlung „Schimpf und Ernst", deren trefflich erzählte, zum Theil auch dem Stoffe nach köstliche Geschichten der Vorrede zufolge „aus alten Büchern, griechischen, lateinischen, den Kirchenvätern und Petrarca zusammengelesen", theilweise aber auch aus unmittelbarer Ueberlieferung geschöpft sind und einen solchen Beifall fanden, daß Pauli's Buch bis zum Ende des 16. Jahrhunderts in wenigstens vierzig Ausgaben zu Markte gebracht werden konnte. Aehnlichen Charakters sind ferner des Kolmarers Jörg Wickram „Rollwagenbüchlein" (zuerst 1555), des Stadtschreibers zu Maurmünster Jakob Frey Schwanksammlung „Die Gartengesellschaft" (1556), der „Wegkürzer" des Martin Montanus von Straßburg u. A. m.

Alle diese Büchlein und Bücher sind durchsetzt mit satirischen Elementen, und namentlich das Pauli'sche enthält eine Fülle von beißenden Geschichten, welche als kleine Satiren auf das feiste, verweltlichte Mönchs- und Pfaffenthum angesehen werden können. Daß die elsässische Volksnatur für die Satire eine entschiedene natürliche Disposition hat, wird durch diese Art Literatur, grade weil sie so volksmäßig war und so begierig aufgenommen wurde, fast noch mehr als durch die früher besprochenen Erscheinungen bestätigt. Und wie in Spener uns ein vereinzelter nachgeborener Vertreter der mystischen Richtung des elsässischen Naturells begegnet ist, so treffen wir in einem Poeten des 18. Jahrhunderts in gewissem Sinne einen solchen Nachzügler jener satirischen Geschichten- und Schwankerzähler des 16. Denn Gottlieb Konrad Pfeffel, der allbekannte Fabeldichter, der, wie Jörg Wickram zu Kolmar im Elsaß geboren, dort, nachdem er in seinem 15. Lebensjahr völlig blind geworden war, seit 1753 bis zu seinem Tode (1809) wohnte, ist uns freilich am vertrautesten grade durch seine harmloseren Poesien („Die Tabakspfeife", „Die zwei Hunde" u. dergl. mehr), aber unter seinen Fabeln sind auch zahlreiche mit satirischen Stacheln versehene, darunter die schärfsten politischer Natur; wie denn die Gattung der Fabel überhaupt überwiegend zu satirischer Richtung neigt, so daß selbst die fromme Denkart unseres Gellert in den meisten seiner poetischen Erzählungen von dem Drachengift satirischer Tendenz inficirt erscheint.

Mit Pfeffel haben wir den letzten unter den bisherigen elsässischen Schriftstellern genannt,

die in der deutschen Literaturgeschichte eine dauernde Stelle errungen haben. Doch ist auch in jüngerer Zeit die weiland deutsche Provinz in unserm vaterländischen Schriftthum nicht unvertreten geblieben. Es soll vor Allem unvergessen bleiben, was die Gebrüder Stöber (August und Ludwig Adolf, jener 1808, dieser 1810 zu Straßburg geboren, beide seit langen Jahren in Mühlhausen wohnhaft) für die Pflege deutschen Geisteslebens und die Zusammenhaltung der deutschen Elemente im Elsaß gewirkt haben. Beide begabte Dichter, der ältere lebendigeren, regeren, der jüngere innigeren und sinnigeren Naturells, sind sie bemüht gewesen, in Lied und Wort, in Geschichts- und Sagenforschung, durch Zeitschriften und literarische Anregungen mannichfacher Art den geistigen Zusammenhang der entfremdeten Landschaft mit dem Mutterlande zu festigen und frisch zu erhalten.

Noch eines andern neuern deutschen Poeten mag hier rühmend gedacht sein, der, nach seinen Dichtungen zu schließen, im Elsaß daheim sein muß. Er nennt sich Karl Candidus; ein Canzonencyklus von ihm erschien 1854, bevorwortet von keinem Geringeren als Jakob Grimm*), eine Sammlung „Vermischter Gedichte" im vorigen Jahre. Die letztere ist reich an kernhaften, liebenswürdig heiteren und auch an herzlich innigen Liedern und Dichtungen, deren humoristische Elemente die Muse des Poeten der August Kopisch' verwandt zeigen. Candidus' Gedichte gehören zu den originellsten und frischesten, welche seit geraumer Zeit auf den deutschen Literaturmarkt gebracht sind, und sie mögen uns als jüngstes poetisches Wahrzeichen ächt deutschesten Geistes und Gemüthslebens im Elsaß doppelt willkommen geheißen sein.

Wenn von dem Antheil des Elsaß an der deutschen Nationalliteratur geredet wird, treten die Beziehungen des Lebens und Schaffens des größten Dichters unserer Nation Jedem in Erinnerung. Wer weiß es nicht, von welch unermeßlicher Bedeutung die anderthalb Jahre gewesen sind, die Wolfgang Goethe seit dem Frühjahr 1770 im Elsaß verlebt hat. Wer gedenkt nicht dessen, was das Zusammentreffen des Jünglings Goethe mit dem Manne Herder in Straßburg, was die Anschauung des herrlichen deutschen Bauwerks, was der Verkehr mit gleich und verschieden gestimmten Naturen, was Landschaft und Volksthum auf die Seele des jungen Dichters und damit auf das ganze Geistesleben unseres Volkes gewirkt hat. Straßburg ist die Geburtsstätte des „Faust" und des „Götz", an elsässischen Volksliedern hat sich Goethe's Lyrik genährt und gebildet; im Elsaß ist Goethe's gesammte Anschauung von Kunst und Poesie wiedergeboren und am ersten fruchtbaren Verkehr mit Volksdichtung, mit Homer, Ossian und Shakespeare erstarkt und gesundet und der süßschmerzlichen Erinnerung an die „Sesenheimer Idylle" haben wir die lieblichsten dichterischen Verkörperungen holder Jungfräulichkeit, welche die Welt kennt, zu verdanken.

Dies Alles jedoch möchte als nur inzufälligem Zusammenhang mit dem Elsaß stehend betrachtet werden können. Die Begegnung mit Herder, Lenz, Jung-Stilling konnte auch anderswo für Goethe sich ereignen, und die fruchtbaren Eindrücke des Jahres 1770 und 1771 mochten ihm auch anderer Orten beschieden werden. Uns aber bleibt der Elsaß darum doch die Stätte, die ein großer deutscher Mensch betreten und geweiht hat für alle Zeiten.

Als Goethe im Frühjahr 1770 in Straßburg eingetroffen war, eilte er — wie uns „Wahrheit und Dichtung" berichtet — sogleich auf die Plattform des Münsters, um sich von „einer hohen und heiteren Sonne das weite reiche Land auf einmal offenbaren zu lassen". Da überschauten die leuchtenden wunderbaren Augen des Genius die ansehnliche Stadt, die fruchtbare, wohlbebaute Landschaft. An jenem Tage sah unser Dichter auf fremdes, auf entfremdetes Land. Indem wir diese Zeilen schreiben, ziehen unsere Heere dahin, wo der Räuber hauste, der es uns entfremdet hat, und mit jedem Schritte, den die deutschen Heldensöhne vorwärts nach der Seine machen, rücken wir, will's Gott, dem Zeitpunkt näher, in welchem der Raub wieder heimgeholt wird auf Nimmerwiederverlieren.

Karl Altmüller.

*) „Der deutsche Christus. Fünfzehn Canzonen von Karl Candidus." Leipzig bei S. Hirzel 1854. Eine innige und seelenvolle Dichtung nennt J. Grimm die Sammlung, und bemerkt, sie komme uns „von Lothringen her" zu. Doch scheint der Dichter jetzt im Elsaß wohnhaft.

Nekrolog.

Geiger, Lazarus, berühmter Sprachforscher, † am 30. August in Frankfurt a. M. Er hat mit dem 1868 erschienenen 1. Band seines bedeutenden Werkes „Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft" den Grund zu einem gewaltigen und genialen sprachphilosophischen Gebäude, einer Geschichte der Begriffe, gelegt; einen populären Ueberblick über die von ihm gestellte Aufgabe gewährt seine 1869 erschienene Schrift „Ursprung der Sprache".

Schulte, Eduard, deutscher Dichter, † im August zu Hagen.

Wigand, Otto, bekannter Buchhändler in Leipzig, 1795 in Göttingen geboren, † am 31. August in Leipzig. Früher in Ungarn, machte er sich dort um die Verbreitung deutscher Literatur sehr verdient. Als Verleger entwickelte er eine außerordentliche Thätigkeit und diente namentlich der Aufklärung und Volksbildung.

Kunst.

Nekrolog.

Claß, Gustav, ausgezeichneter Landschaftsmaler, †, erst 30 Jahre alt, am 15. August zu Prien am Chiemsee.

Jost, Karl, königl. bayerischer Hofschauspieler, Jahrzehnte hindurch eine Zierde der Münchener Hofbühne, † am 25. August in München, 80 Jahre alt.

Geographie.

Die Deutschen im Elsaß und in Lothringen*). Durch bekannte geschichtliche Ereignisse, welche ihren Abschluß im Wiener Frieden 1815 fanden, sind Deutschland im Westen große und werthvolle Landschaften, die geschichtlich wie ethnographisch unzweifelhaft zu unserm Vaterlande gehören, verloren gegangen. Der Verlust des Elsasses und Deutsch-Lothringens nebst den unter französische Herrschaft gekommenen Theilen von Luxemburg ist für uns eine schmerzlich brennende Wunde. Damit haben auch wir unsere natürliche Grenze eingebüßt und nach Quadratmeilen schon läßt sich das Land berechnen, in dem durch unerhörten Zwang die deutsche Sprache systematisch ausgerottet, unser Volksthum schwer geschädigt wurde. Im Laufe von zwei Jahrhunderten ist viel wälsches Wesen in Elsaß und Lothringen eingedrungen, aber der Stamm der Bevölkerung ist noch immer hier allemannisch, dort fränkisch geblieben. Hier wie da ist das deutsche Blut vom französisch-romanischen grundverschieden und deshalb hat sich in Elsaß und Deutsch-Lothringen in Sitte, Gemüth und Familie das deutsche Element allezeit erhalten. Die französische Politik hat insbesondere seit der ersten Revolution, namentlich aber unter Ludwig Philipp und Napoleon III. planmäßig daran gearbeitet, das deutsche Wesen zu untergraben und dasselbe namentlich aus den Schulen und Kirchen zu verdrängen gesucht. Bis jetzt aber ohne entscheidenden Erfolg. Der Elsässer bleibt der „deutsche Dickkopf" (tête carrée allemande), über den der Pariser sich lustig macht. Politisch freilich halten die Elsässer zu Frankreich, trotz so vieler Gebrechen in den öffentlichen Einrichtungen dieses Landes. Sie haben es vollkommen zu würdigen gewußt, wie viele Vortheile es mit sich brachte, einem großen und mächtigen Staat anzugehören, welcher die deutsche Zerfahrenheit nicht kannte. Einer Kleinstaaterei, die keine Beweise lieferte, daß sie für des großen Gesammtvaterlandes Macht, Würde und Freiheit begeistert wäre, oder daß es ihr am Herzen läge, die Ehre und den Ruhm unseres Volkes zu wahren, einer solchen waren sie begreiflicherweise abhold. So viel französischer Firniß im Elsaß, namentlich in Lothringen aufgetragen ist, die Stammverwandtschaft jener Deutsch-Franzosen gravitirt noch immer zu uns herüber und namentlich ist das geistige Band bisher nicht gelockert worden. Die wissenschaftliche Wechselwirkung ist geblieben und die Elsässer haben sich die Rolle der Vermittlung deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft an die Franzosen zuertheilt. Abgesehen hiervon sind sie aber noch besonders thätig auf dem Boden der specifischen elsässer Literatur, und das zumeist in deutscher Sprache, geblieben. Hier war es die Geistlichkeit, vorzugsweise die lutherische, welche sich auf den Boden des Volksthums stellte und den richtigen Satz verfocht, daß die Bildung der Elsässer wie der Deutsch-Lothringer nur in ihrer Muttersprache zu einem gedeihlichen Ergebnisse geführt werden könne, so viel auch Nationalfranzosen hiergegen eiferten und es unerhört fanden, daß die deutsche Sprache in Elsaß und Lothringen überhaupt geduldet würde. Ein Sammelpunkt der literarischen Kräfte der Deutschelsässer war bis Ende 1866 das bei J. P. Rißler in Mühl-

*) Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten. Eine statistische Untersuchung von R. Böckh. Berlin, Guttentag, 1869.

hausen erschienene „Elsässische Samstagsblatt" des wackern Georg Zetter (pseudonym Friedrich Otte), das nach elfjährigem Wirken einging. Mitarbeiter waren die beiden Dichterbrüder August und Adolf Stöber, Gustav Mühl in Straßburg, der berühmte Historiker Ludwig Spach, Oberarchivar daselbst, Dagobert Fischer in Zabern, Stadtarchivar Xaver Moßmann in Kolmar, N. Nickles in Benfeld, H. Kirschleger in Straßburg, K. Mehl, August Kroeber u. a. Alle diese Männer wirken mit dem Aufgebote ihrer ganzen Kraft für Erhaltung des Deutschthums im Elsaß. An die Stelle dieses eingegangenen Blattes trat Anfang 1868 eine andere Zeitschrift: „La feuille du Samedi", „Elsassisches Samstagsblatt" von Paul Ristelhuber, welches ein Janusgesicht zeigt und theilweise französisch, theilweise deutsch erscheint und an dem außer den genannten Schriftstellern auch mehrere Franzosen mitwirken. Außerdem erscheint noch eine Anzahl deutscher Blätter im Elsaß, darunter der „Volksfreund" von Pfarrer Gerber (in Hagenau), welcher in 10,000 Exemplaren verbreitet ist, das „Zaberner Wochenblatt", redigirt von D. Fischer. Am 1. Jan. 1869 erschienen zwei neue Zeitschriften: der „Elsassische Volksbote" (bei Sutter in Rixheim) und die „Elsassischen Volksblätter" (in Mühlhausen), das erstere ein katholisches, das zweite ein protestantisches Blatt.

Man sieht, wie deutsches Wesen dort noch fest bewurzelt ist, trotz aller Anstrengungen der Franzosen und trotzdem von deutscher Seite so gut wie nichts geschah, um unter jenen von uns abgetrennten Landsleuten wieder deutsche Sympathien zu erwecken. Dadurch aber, daß jene Deutschen sich politisch als Franzosen fühlten, wenn auch nie als Wälsche, wurde bei der Pariser Regierung, schon zu Ludwig Philipps Zeiten, die alte Gier nach den sogenannten „natürlichen Grenzen" Frankreichs mehr und mehr wieder wach und die Gelüste nach der Rheingrenze nahmen eine immer schärfere Form an. Es wird von Interesse sein, zu zeigen, welchen Verlauf die französische Theorie von den natürlichen Grenzen von Mazarins Zeiten bis auf diesen Tag genommen und wie die unersättliche Eroberungssucht der Franzosen immer weiter und weiter greift. Mit Recht wird Mazarin als der Erfinder der Theorie von den natürlichen Grenzen genannt; die Reunionskammern Ludwigs XIV. (1680) arbeiteten allerdings auch schon im Geist derselben. Einen bestimmten Ausdruck und gleichzeitig eine praktische Anwendung fand die Theorie aber bei den Männern des Konventes. Sieyès hatte den „glücklichen Gedanken", die Rheingrenze als „natürliche Grenze" Frankreichs zu bezeichnen. Der ehemalige Jakobiner Hoffmann von Mainz setzte dann einen Preis von 6000 Franken aus, der später verdoppelt wurde, für die Beantwortung der Frage, ob es im Interesse Frankreichs sei, die eroberte Rheingrenze zu behalten und dem Reiche einzuverleiben. Fast alle die eingegangenen 56 Preisschriften sprachen sich bejahend aus und variirten den widersinnigen Satz, daß Flüsse die natürlichen Grenzen bildeten. So glaubt z. B. die Beantwortung Dubigeons, die natürlichen Grenzen erzeugten Friedensliebe und zerstörten die Keime der meisten Kriege; für Frankreich insbesondere sei das linke Rheinufer die Stärkung gegen Koalitionen, eine Kräftigung seiner Waffengewalt, eine Wiederherstellung seiner Finanzen*). Auf Grund dieser Preisschriften nun beschloß der Konvent die Annektirung der eroberten Rheinlande; Bonaparte führte den Beschluß aus und der Kongreß von Rastatt sanktionirte zum ersten Male die Theorie. Außerordentlich klar sah Napoleon in der Sache, indem er ganz richtig bemerkte, nicht der Strom, sondern das Stromgebiet bilde die natürliche Grenze; in der Gebirgskette bestehe keine Scheidewand, sondern im Gebirgssysteme. Napoleons Theorie vom Rhein lautete: Das Rheinland bis zum Schwarzwalde, die Rheinmündungen mit den Alluvionen der französischen Flüsse, also bis zum Elbgebiet. Wie Napoleon seine Theorie auch praktisch auszuführen verstand, weiß Jedermann. Sein Princip war richtig, nur darüber war zu streiten, wem dann der Rhein gehöre, und hier ist E. M. Arndts Schrift: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze (1813)" als die richtige Beantwortung der Frage zu erwähnen. Als 1814 die Zeit gekommen war, auch bezüglich des Elsasses und Deutsch-Lothringens Korrekturen im Sinne unserer natürlichen Grenzen vorzunehmen, da war es Rußland, welches den Franzosen jene deutschen Länder überließ. Die Karte, auf welcher die deutsche Linie eingezeichnet ward, überreichte Kaiser Alexander dem Herzoge von Richelieu mit den Worten: „Herr Herzog, hier ist das Frankreich, wie meine Verbündeten es gestalten möchten; nur meine

*) Vergl. La rive gauche du Rhin, limite de la république française. Par G. G. Böhmer, ex-député à la convention nationale Rheno-Germanique. Paris, an IV d. l. R. — Hoffmann: Sur les nouvelles limites de la république française. Paris, an III d. l. R.

Unterschrift fehlt noch. Aber ich verspreche Ihnen, daß sie stets fehlen wird". Nur Landau mit den anliegenden Territorien kam an Bayern; Saarlouis, Saarbrücken ꝛc. an Preußen. Das war alles. Die Bewohner dieser wieder mit Deutschland vereinigten Landstrecken jubelten laut*). Elsaß und Lothringen schienen nun unwiederbringlich verloren und auch deutsche Patrioten wagten kaum noch nach ihnen die Stimme zu erheben. Desto frecher erklang der französische Ruf wieder nach dem Rhein. Es war im Jahr 1840, als Thiers, damals Minister Ludwig Philipps, der eine Niederlage in der orientalischen Frage erlitten hatte, die Gelüste nach der Rheingrenze wieder anfachte. Zwar mußte er, als der König die verlangte Kriegsrüstung verweigerte, abtreten, aber die Frage war wieder in Fluß gebracht. Hell loderte sie auf, als der Mann des Staatsstreiches ans Ruder gelangt war, und die Schrift de Massons: Les frontières de la France, Paris 1853, die mit besonderer Genehmigung Napoleons III. erschien, sprach mit dürren Worten das ungerechte Verlangen Frankreichs aus. „Die schöne Ebene zwischen Basel und Mainz, zwischen den Vogesen und dem Schwarzwalde, die der Rhein in ihrer ganzen Länge durchläuft, ist ein natürlicher Landstrich, dessen Pulsader der Strom bildet und an dessen Gestaden er die Bevölkerung mehr vereinigt als trennt. Auf diesem Punkt hatte die Natur die Vogesen oder den Schwarzwald zur Grenze Frankreichs bestimmt." Jedes Wort ist richtig, nur mit dem Unterschiede, daß das in Rede stehende Gebiet einzig und allein Deutschland zukommt. Wie dann der Kaiser Napoleon selbst in seinem „Leben Cäsars" die alten gallischen Grenzen Frankreichs mit besonderer Vorliebe und chauvinistischen Hintergedanken behandelte, wie er nach einer historischen Begründung für das Verlangen nach der Rheingrenze gesucht, ist noch frisch im Gedächtniß. Der letzte Ausfluß jener Gelüste endlich ist der Krieg von 1870.

Zeigen wir dem gegenüber, wo unsere natürliche Grenze liegt und was Frankreich von derselben bereits an sich gerissen. Die Naturgrenze zwischen Deutschland und Frankreich wird gebildet durch die Wasserscheide des Rhoneflusses, also des Mittelmeeres, und der Seine und Somme, also des Kanals, und das der Nordsee zuliegende Gebiet des Rheins mit der Maas und Schelde. Betrachten wir damit im Zusammenhange die ethnographische Grenze — abgesehen von der Schweiz und Belgien —, so sind im allemannischen Rheingebiete, nur in der westlichen Abdachung der Vogesen einige Thäler dem französischen Sprachgebiete verblieben, nämlich die oberen Theile des Urbis-, Leber-, Weiler- und Breuschthales. Ferner gehört das ganze obere Moselthal bis zur Ornemündung mit dem Ornegebiet dem französischen Sprachgebiet an, sowie vom Niedgau das Gebiet der französischen Nied, während das der deutschen Nied noch deutsch ist. Die Sprachgrenze folgt also hier nahezu den Höhenzügen, welche die Wasserscheide des Saargebietes gegen die Zuflüsse der Meurthe bilden. Sie ist hier gegenwärtig im Südwesten, namentlich an der Saarquelle, und im Nordwesten gegen die deutsche Nied zum Nachtheil des deutschen Sprachgebiets verschoben. So greift also das französische Sprachgebiet nicht unwesentlich über die sogenannte natürliche Grenze, wie sie im deutschen Sinne aufgestellt wurde, hinaus.

Was die Sprachgrenze anbetrifft, so verläuft sie im Allgemeinen ziemlich scharf. Wir wissen genau, daß in Belgien das vlämische Element sich gegenüber dem wallonischen, in der Schweiz das allemannische gegenüber dem romanischen sehr gleichmäßig und genau absondert, daß Sprachinseln hüben und drüben nicht vorhanden sind. Das läßt auch Rückschlüsse auf die deutsche Sprachgrenze in Frankreich zu; denn mit Rückschlüssen und Arbeiten nicht amtlicher Natur muß man sich hier behelfen, da die französische Regierung die Feststellung der Sprachverhältnisse in ihrem Lande grundsätzlich ausschließt, weil sie nicht anerkennen will, daß auf französischem Boden eine andere Sprache gesprochen werden könne, als die französische. Der geistige Zwang ist dort keineswegs geringer als jener, welchen Rußland gegenüber Polen ausübt. Und doch ist es bekannt, daß, wenn man in Frankreich die Occitaner und Katalanen, die Kelten, Basken, Italiener und Deutschen abrechnet, nur wenig über die Hälfte der Bevölkerung als eigentliche Franzosen übrig bleiben. Thatsächlich ist namentlich an der deutsch-französischen Sprachgrenze bereits eine Mischung vorhanden, die bei der unausgesetzten Propagation der französischen Sprache nicht ausbleiben konnte. Sie besteht diesseits der Sprachgrenze in der Uebersiedelung von Franzosen in deutsche Städte, besonders in der

*) Vergl. Lavallée: Les frontières de la France. Paris 1864, wo der chauvinistische Standpunkt vertreten ist. Dagegen: Hilgers, Karl der Große und die natürlichen Grenzen Frankreichs. Saarlouis 1866. Dann Böckh a. a. O. 183.

Verlegung von Militär, in einem geringen Theile der wirklich französirten deutschen Bevölkerung, dann in einer Anzahl in geistiger Verstümmelung erzogener Knaben, welche mit Hülfe des mangelhaften Unterrichts zu dem Bewußtsein gebracht sind, daß sie keine Deutschen seien. Um einen Zahlenanhalt zu geben für diese gemischten Elemente, geht man am besten auf die Volksschulen zurück. Hier wird angegeben, daß etwa ein Drittel der Schüler in denselben das Französische erlernt. Der bei weitem größere Theil verlernt aber, unter dem Einflusse der umgebenden Volkssprache, dasselbe wieder und so bleiben schließlich nur ein Achtel bis Zehntel übrig, die das Französische kennen. In den großen Städten, namentlich Straßburg und Mühlhausen, ist dies anders. Dort ist das Französische schon zur Herrschaft gelangt.

Die Sprachgrenze beginnt im Süden an der Schweizer Grenze, an den Quellen der Larg und Lützel im Oberelsaß, geht nordwärts auf der Wasserscheide zwischen Rhone und Rhein, Ill und Doubs. Sie entspricht auch weiter der Wasserscheide in dem Höhenzuge, welcher zum Ballenberge und weiter über den Sudel und den Bärenkopf zum Elsässer Belchen ansteigt und die deutschen Thäler des Sulzbaches und der Dolder von den westlicher gelegenen französischen Thälern trennt. Auf dieser Strecke ist die Sprachgrenze unverrückt. Sie läuft dann vom Elsässer Belchen den Kamm der Vogesen entlang, welcher die Thäler der Dolder, der Thur, der Fecht von den angrenzenden Thälern der Mosel und ihrer Zuflüsse im französischen Lothringen scheidet. Im Moselthale führt der vorderste Ort Bussang zwar deutschen Namen, doch gehörte er schon im 16. Jahrhundert dem französischen Sprachgebiete an. Nördlich vom Fechtthal, wo an der Gebirgshöhe der schwarze und der weiße See liegen, geht die Sprachgrenze auf die östliche Seite der Vogesen hinüber, durchschneidet den Kanton Schnierlach oder La Pontroye, zieht auf die Quelle des Strengbaches zu und wendet sich über den Rummelstein nordwärts in das Leberthal auf Groß-Leberau (Liepvre), das gemischt ist; ebenso ist die hier an der Sprachgrenze liegende Stadt Markirch schon gemischt, während früher das Deutsche nach St. Dié sich westlich über die Vogesen hinaus verbreitete, wie die Namen der dort liegenden zwei französirten Dörfer Wiesenbach und Gemeingut beweisen. Es folgt nach Norden zu das Weilerthal. Auch die oberen Seitenthäler desselben, das Gießen-, Scherbach- und Milbachthal sind romanisch. Man nimmt an, daß hier alte Reste der keltoromanischen Bevölkerung sich erhalten haben, daß also keine Französirung in neuer Zeit vorliegt. Von diesen kleinen Thälern aus geht die Sprachgrenze auf dem Gebirgszuge zwischen dem Albrechtsthal und dem Breuschthal weiter, welches letztere Thal in seinem oberen lothringischen Theile (Grafschaft Salm) altromanisch, im unteren, elsässischen deutsch ist. Von Schirmeck an der Breusch wendet sich die Grenze zum Kelberge — dem vermeintlichen Wasgenſteine — und zum Donon, von wo sie weiter zwischen den Thälern von St. Quirin und Abreschweiler im Lothringischen fortsetzt. Wir sind jetzt an einem Theil der Sprachgrenze angelangt, wo das Deutsche stark an Boden verloren hat. Von Hattigny ab fällt die Sprachgrenze bis Kelsing westlich von Gulderſingen (Gondrexange) mit der Wasserscheide zusammen. Westlich davon liegt die Grafschaft Rikingen (Réchicourt) mit durchgängig deutschen Ortsnamen. Sie ist jetzt französisch. Diesem Schicksal ist auch nicht die nördlich gelegene Kastellanei Freiburg entgangen, wo das südlich des Stockweihers gelegene Dorf Dianakapelle (die Annakapelle) jetzt die Sprachgrenze bezeichnet. Was östlich davon liegt, ist noch deutsch; so die ehemalige Reichsherrschaft Finstingen (Fenestrange), Saarburg und Pfalzburg. In nordwestlicher Richtung von den eben genannten alten Reichsherrschaften folgt nun eine Reihe anderer, in denen gleichfalls die Sprachgrenze zum Nachtheile des Deutschen bereits sehr verschoben ist, und in denen Böckh den genauen Verlauf der Grenze nicht angibt. Eine große Anzahl doppelnamiger Ortschaften, dann Dörfer mit deutschen Namen, die heute französirt sind, zieht sich durch die Herrschaft Dienze (Thus), die Grafschaft Mörchingen und die Herrschaft Hoblingen (Haboudange). Die Sprachgrenze überschreitet die Seille, geht auf Rodalben, das jetzt deutsches Grenzdorf ist, nach der Lotte, an welcher Brulangen noch deutsch ist, und wendet sich zur deutschen Nied. Hier ist Falkenberg (Faulquemont) mit den zugehörigen Dörfern deutsch. Im Allgemeinen ist das Land rechts der deutschen Nied auch deutsch; bei Bingendorf (Bionville) tritt aber das Französische auf das rechte Ufer schon herüber; Morlangen, nördlich von Bionville, ist dagegen jetzt gemischt. Conthen (Condé), wo die französische und deutsche Nied sich vereinigen, ist wieder französisch. Die letztgenannten drei Orte bezeichnen also die äußerste Ausdehnung des Deutschen. Zwischen

der Nied und der Kanner geht die Sprachgrenze von der Nied unterhalb Northen längs des nächsten Thales hinauf, welches bei Hinkfingen zur Nied ausgeht. Hinkfingen ist noch deutsch; von hier zieht sich zur Kanner abermals eine Reihe französirter Dörfer mit deutschen Namen. Die Sprachgrenze zieht dann von Bettendorf, nahe der Quelle der Kanner, bis zur Mosel; sie fällt mit der heutigen Grenze der Kreise Metz und Diedenhofen (Thionville) zusammen, so daß letzterer deutsch ist. Bei der Mündung der Orne in die Mosel geht die Sprachgrenze auf das linke Ufer des zuletzt genannten Flusses über, wendet sich nach Fontoy (jetzt französisch), nach Hawangen, Oettingen, Deutsch-Altheim zur Grenze des Herzogthums Luxemburg.

So weit die Sprachgrenze, die eine Länge von über 40 Meilen hat. Alles, was östlich von derselben bis zur politischen Grenze Frankreichs liegt, ist deutsch. Dieses große deutsche Gebiet haben wir nun nach seinem Umfang und der Zahl der darin lebenden Nationaldeutschen festzustellen. Die Bevölkerungszahlen entsprechen der Zählung von 1861.

Die Departements Haut-Rhin und Bas-Rhin, also das Elsaß, sind fast ganz deutsch, und hier hat, von den Städten abgesehen, das Französische kaum Boden gefaßt. Dem deutschen Sprachgebiet gehören an 141 QMeilen, 871 Gemeinden mit 1,001,158 Einwohnern. Dagegen sind kleine Theile der beiden Departements von Altersher französisch. Sie umfassen nur 16½ QMeilen, 135 Gemeinden mit 90,753 Einw. Diese französischen Theile sind: 7 Gemeinden des Kantons Damerkirch, 4 Gemeinden des Kantons Maasmünster, die ganzen Kantone Fontaine, Delle, Giromagny, Belfort, ferner 5 Gemeinden des Kantons Schnierlach und 5 des Kantons Markirch. Alle diese im Departement Haut-Rhin. Im Departement Bas-Rhin 9 Gemeinden im Kanton Weiler (Weiler- und Breuschthal) mit 6540 französischen Bewohnern.

Die Departements Vosges, Meurthe und Moselle enthalten das ehemalige Deutsch-Lothringen, sowie den unter französischer Herrschaft stehenden Theil von Luxemburg. Hier hat, wie schon bei der Sprachgrenze erörtert wurde, das Französische bedeutende Fortschritte gemacht. Sehr gering ist das deutsche Sprachgebiet im Departement Vosges. Es umfaßt ämlich den Kanton Schirmeck, der früher theilweise zum Elsaß gehörte, und einen Theil des Kantons Saales oder Sell, zusammen 3½ QMeilen, 18 Gemeinden mit 21,043 Einw.

Vom Meurthedepartement, in welchem so genaue Angaben wie beim Elsaß nicht gegeben werden können, wo auch die fortdauernde Mischung die statistische Aufstellung sehr erschwert, sind deutsch oder noch vorwiegend deutsch die Kantone Saarburg, Pfalzburg, Finstingen (Fenestrange), Lärchingen (Lorquin), Chateau-Salins, Albestroff, Dieuze, kleinere Theile von Rikingen (Réchicourt), Vic und Delme, zusammen etwa 28 QMeilen, 130 Gemeinden mit 75,000 Einw. (nach Abzug der Französirten). Die gleichen unsicheren Verhältnisse liegen beim Departement Moselle vor. Von diesem sind deutsch: der Kanton Busenwiller (Bouzonville), 14 Gemeinden des Kantons Sierk, 14 Gemeinden des Kantons Metzerwisse, der Kanton Bolchen (Boulay), der größere Theil des Kantons Falkenberg, 2 Gemeinden des Kantons Pange, 3 von Vigy, die Kantone Groß-Thännchen (Tenquin), St. Avold und Saaralbe, die Kantone Saargemünd, Forbach, Bitsch, Wolmünster und Rohrbach — zusammen etwa 43½ QMeilen, 266 Gemeinden mit 189,400 Einw.

Nach diesen Nachweisungen ergibt sich für das gesammte deutsche Sprachgebiet und die Zahl der Deutschen in Frankreich die nachfolgende Zusammenstellung. Dabei ist der Antheil Frankreichs an Flandern (Arrondissements Dünkirchen, Hazebrouck, St. Omer, ein Theil von Boulogne) mit 342,000 niederdeutschen, zur Hälfte französirten Bewohnern außer Acht gelassen.

Depart.	Bas- und Haut-Rhin	141 QM.	1,001,158	Einw.,
=	Vosges	3½ =	21,043	=
=	Meurthe	28 =	75,000	=
=	Moselle	43½ =	189,400	=
	zusammen	216 QM.	1,286,700	Einw.

Diese Zahlen dürften den heutigen thatsächlichen Verhältnissen entsprechen. Rechnet man dagegen die ehemals deutschen, im Verlauf der letzten zwei Jahrhunderte französirten Gemeinden hinzu, so erhält man ein Gebiet von 229½ QMeilen mit 1,359,158 Bewohnern. Die Differenz ergibt, wie stark der Verlust des Deutschthums bereits ist.

Böckh begnügt sich indessen mit der bloßen genauen Aufstellung des Sprachgebiets und der deutschen Einwohnerzahl keineswegs (wir konnten aus der reichen Fülle der Daten nur die wichtigsten herausheben und verweisen für speciellere Kunde auf das Werk selbst); er gibt uns auch einen Ueberblick des deutschen Sprachgebietes, gesondert in seine historischen Bestandtheile, nach der Zeitdauer des Einflusses

der französischen Herrschaft. Folgendes sind die Hauptergebnisse:

Erwerbungen Frankreichs in der Zeit von 1648 bis 1661. In der österreichischen Landgrafschaft Elsaß und der Landdroſtei Hagenau, 284 Reichsdörfer mit 226,931 Einw. — Abtretungen von Deutsch-Lothringen (der Allemagne) und Deutsch-Luxemburg, 94 Gemeinden mit 77,488 Einw.

Erwerbungen Frankreichs in der Zeit von 1679 bis 1697. Reunirte Territorien (Reichsstädte, Reichsstifter, Reichsritterschaft), 158 Gemeinden mit 226,566 Bewohnern. Unter Frankreichs Protektorat gestellt Reichsstadt, Bisthum und Domkapitel Straßburg, 160 Gemeinden, 262,013 Einw.

In der Zeit bis zur Revolution aus deutschem in französischen Besitz übergegangen. Deutsch-Lothringen (Allemagne, 1748 unter französische Verwaltung), 262 Gemeinden, 178,649 Einwohner. — Einzelne Herrschaften im Elsaß und Lothringen, 43 Gemeinden, 44,066 Einw.

Bis zur Revolution (bis 1790) im Besitze deutscher Reichsstände. Besitzungen deutscher Fürsten und Reichsritter unter französischer Suzeränetät, 235 Gemeinden mit 202,127 Einw. — Besitzungen unter Reichshoheit und Republik Mühlhausen, 63 Gemeinden mit 87,400 Bewohnern.

Beherzigenswerth, wenn auch das Gefühl empörend, ist, was Böckh über das Bestreben der Franzosen sagt, um sowohl im Elsaß, wie im deutschen Lothringen die deutsche Sprache auszurotten, und wie sie daran arbeiten, die geistige Einheit des Elsasses mit Deutschland zu lockern. „Sie sind bestrebt, durch die Verallgemeinerung des französischen Unterrichts, wie durch die systematische Verwahrlosung des deutschen Unterrichtes in den Volksschulen, Erziehungsanstalten und Lyceen des Elsasses die Ohren der deutschen Bevölkerung vor dem Anklingen deutscher Gedanken zu behüten.“ Dadurch werde eine Entbildung der Elsässer, ihre Herunterbringung auf den Durchschnittsstand der Bildung der französischen Nation herbeigeführt. Elsässer, die es mit ihrem Volke gut meinen, haben dagegen gezeigt, daß dieser Krieg gegen die deutsche Sprache ein Angriff gegen die Religion, die Moral und die Civilisation des Elsasses sei. Die Stellung der Bevölkerung des Elsasses selbst zu dieser wichtigen Frage bezeichnet einer ihrer Landsleute also: „Das System der allmählichen Unterdrückung der deutschen Sprache zum Vortheil der französischen ist weit davon entfernt, die allgemeine Sympathie zu haben, es ist im Gegentheil der Gegenstand lebhaften Widerwillens, und man setzt ihm in den Familien eine Art Willenskraft der Trägheit entgegen“. Erst mit der Revolution begann die Propaganda für das Französische im deutschen Sprachgebiet, wie in gleicher Weise die Revolution von 1848 mit dem zweiten Cäsarenthum den verstärkten Angriff auf die Deutschheit der elsässischen Bevölkerung zur Folge hatte.

In Lothringen unterschied man bis zur Eintheilung von 1751 mit aller Bestimmtheit den deutschen Theil (Departements Meurthe und Moselle heute), die sogenannte Allemagne, in welcher bis dahin Deutsch die Gerichts-, Geschäfts- und Schulsprache war. Den Anfang der Französirung Deutsch-Lothringens setzt Böckh in das Jahr 1630, als das bis dahin unter französischem Schutz gestandene Fürstbisthum Metz, nebst der gleichnamigen Reichsstadt in ein französisches Generalkapitanat verwandelt wurde. Hierdurch kamen die mit der Allemagne vermischt liegenden bischöflichen Herrschaften (Türkstein, Freiburg, Hoblingen, Hinkfingen, Helferdingen und Albestroff) unmittelbar unter französische Herrschaft. Im Vincenner Frieden erhielt Frankreich mit Anlage der beiden französischen Heerstraßen (nach der Mosel und über Pfalzburg nach dem Elsaß) neue Abtretungen. Endlich, als Lothringen 1751 nach dem Tode des Polenkönigs Stanislaus Leſczinsky ganz unter französische Herrschaft kam, wurde die Allemagne aufgehoben und die deutsche Geschäftssprache durch die französische ersetzt. Einhundertundzwanzig Jahre dauert nun der Sprachenkampf, oder vielmehr die Sprachunterdrückung in Lothringen, und es ist nicht zu verwundern, daß dort das Deutsche bereits stark an Boden verloren hat.

Richard Andree.

Physiologie und Medicin.

Die Krankenpflege im Kriege. II. Durch Verbesserung des Gesundheitszustandes der Armee wird ohne allen Zweifel die Kriegstüchtigkeit derselben erhöht. So hat denn der Staat ein ganz besonderes Interesse an der Ausbildung der Militärhygieine und an der praktischen Verwerthung ihrer Grundsätze. Dieser Einfluß des allgemeinen Gesundheitsdienstes auf die Kampffähigkeit der Truppen läßt sich durch zahlreiche statistische Daten erweisen. Die Größe der Sterblichkeit in Feldarmeen in Folge von Krankheiten, die sich durch günstige Vorsichtsmaßregeln hätten verhüten lassen, überstieg in einzelnen Fällen alle Vorstellung. Ja manche Heere wurden durch dergleichen arge Vernachlässigung völlig aufgerieben; sie verschwanden förmlich innerhalb weniger Monate.

Solche Thatsachen erhalten bei unserer allgemeinen Wehrpflicht eine hohe Bedeutung. Mit unsern Armeen zieht die Blüthe der Jugend und der Kern der männlichen Bevölkerung in das Feld. Das ist nicht mehr eine Soldateska, die sich ersetzen läßt, wenn sie durch Krankheiten oder schlechte Pflege verloren geht. Vielmehr verlangt das Volk, daß derjenige Theil von ihm, welcher unter Waffen steht, auch selbst in Kriegszeiten mit einem gut organisirten Gesundheitsdienst versehen und hiermit vor den Gefahren der die Kriege begleitenden Seuchen und vor Vernachlässigung der geschlagenen Wunden geschützt werden. Von diesem Gesichtspunkt aus haben die jüngsten Reformen auf dem Gebiete des Militär-Sanitätswesens einen ganz außerordentlichen Werth.

Wohl nahmen schon die Feldherren der alten Griechen, wie Xenophon berichtet, Aerzte für ihre Truppen mit in den Krieg; auch hatten die alten Römer ein Militär-Sanitätswesen, denn sie legten, wenn fünf bis sechs Legionen beisammen waren, Lazarethe oder Valetudinarien für schwer Erkrankte an, in welchen Lazarethärzte und Krankenwärter den Dienst versahen, während Revierärzte dem lagernden und kämpfenden Heere beistanden. Allein bis in neuere Zeiten blieb die ärztliche Hülfe, mit welcher man die Heere aller Nationen versorgte, noch höchst unvollkommen. Der „Feldscheer", dessen Bildung und Leistung sich kaum über die des Barbiers erhob, wurde nach und nach freilich für ungenügend erachtet, allein die Chirurgenschulen, welche man in allen Ländern bis in unsere Tage lediglich zur nothdürftigen Ausbildung der Militärärzte benutzte und erst jetzt verworfen hat, legen ein beredtes Zeugniß dafür ab, daß man noch keineswegs die Wichtigkeit und die hohen Aufgaben des Sanitätsdienstes für das Militär erkannt hatte.

Erst nunmehr wird fast allseitig zugestanden, daß die Aufgaben und die Mittel der Sanitätspflege im Heere vom Staate auf ganz anderem Wege als früher gefunden werden. Früher stellte man in jedem Regiment einen oder einige Aerzte an, die bei demselben bleiben mußten; so hatten denn die Einen bisweilen wenig zu thun, die Andern reichten mit ihren Kräften nicht aus. Diesen Regimentsverband hat man aufgelöst, dafür aber ein selbstständiges Sanitätscorps im Heere geschaffen. Ehe man zu dieser Trennung des Sanitätscorps vom Regimentsverband schritt, hatte allerdings schon Radetzky einen, wenn auch noch unvollkommenen Versuch zu einer Reform gemacht. Er errichtete im Jahre 1848 in Mailand ein Sanitätsbataillon, und im Jahre 1856 hatte die österreichische Armee drei Sanitätsbataillone mit 14 Kompagnien und 3457 Mann. Sachsen errichtete solche Kompagnien 1852, Hannover 1853, Sardinien und andere Staaten folgten. Allein man hatte nicht beachtet, daß der Fehler in der Militär-Sanitätspflege weit tiefer lag. Der Mangel an Hülfe konnte in durchgreifender Weise nur dadurch abgestellt werden, daß man den Aerzten einen weit größeren und maßgebenden Einfluß auf das gesammte Gesundheitswohl des Militärs gestattete als bisher, daß man ferner durch vollkommnere Ausbildung der Aerzte für den ganzen Gesundheitsdienst im Heere, sowie durch bessere Besoldung und Rangstellung derselben eine größere Anzahl von Aerzten als bisher zum Eintritt in das Heer bewog, daß man das Ambulance- und Lazarethwesen, das zu diesem Dienst gehörige gesammte Material, den Krankenwärter- und Krankenträgerdienst dem alleinigen Oberbefehl des Militärs entzog. Die Entwickelung dieser Reformen bilden ein interessantes Kapitel aus der Geschichte der Reorganisation unserer modernen Heeresverfassung.

Die Reform des amtlichen Sanitätswesens in den Heeren der europäischen Staaten begann mit der Erkenntniß, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika auf diesem Gebiete das einzig richtige System adoptirt und in ihrem vierjährigen Bürgerkrieg praktisch durchgeführt hatten. Das Princip dieses Systems besteht darin, daß alle dem Sanitätswesen angehörigen Personen ein geschlossenes Ganze, ein „Sanitätscorps" bilden, mit eigenem, dem Kriegsministerium untergeordnetem Chef, der unabhängig von jeder anderen Behörde ist. Jeder Soldat, der krank oder verwundet dienstunfähig wird, ist als zum Sanitätsdienst abkommandirt zu betrachten und tritt vollständig unter das Kommando des Militärarztes, der ihn zu versorgen hat. Der Chefarzt ist zugleich Verwaltungsvorstand für das Lazareth; in seiner Hand liegt die Einrichtung der Lazarethe, Ambulancen, Krankentransporte ꝛc.; er ist militärischer, ärztlicher und administrativer Vorgesetzter seiner Untergebenen. In Konsequenz dieser Principien ist der Militärarzt den Rechten und Privilegien nach den Offizieren völlig gleich zu stellen; er steht nur unter seinen militärärztlichen Vorgesetzten, von denen er zur Dienstleistung bei den Truppen zeitweise kommandirt wird. Dafür ist aber erforderlich, daß der Militärarzt wie der Ingenieuroffizier auch militärisch ausgebildet wird. Nach diesem System wurden nun erst während der letztvergangenen Jahre die Institutionen des Militär-Medicinalwesens fast aller civilisirten Staaten umgeformt.

Andererseits wurden Maßregeln getroffen, durch welche den Verwundeten in und nach der Schlacht schnell und rechtzeitige Hülfe geleistet werden kann. Da galt es, ein gut geschultes Krankenträgercorps und ganz neue zweckmäßige Apparate, wie Trag- und Räderbahren, Krankenwägen ꝛc. zum beschleunigten und bequemen Transport aus der Gefechtslinie zu schaffen, es galt, Ambulancewägen und Feldlazarethein richtungen herzustellen, die mit den außerordentlich zahlreichen Erfordernissen zur Pflege der Blessirten sofort zur Hand seien; es galt, das Corps der Aerzte mit ihren vielen Gehülfen so zahlreich mit Personal zu versehen, es aber auch in so beweglicher Form zu organisiren, daß seine Hülfe nirgends fehle; es galt schließlich, Einrichtungen in den großen Hospitälern zur völligen Herstellung der Verwundeten und Kranken zu treffen, welche jenen schlimmen, in fast allen Kriegen drohenden Ausbrüchen von Seuchen vorbeugen. Durch Benutzung des Krankenzerstreuungssystems, dessen großen Werth wir später beleuchten, sowie durch Einführung einer nicht geringen Anzahl anderer höchst zweckmäßigen und sinnreich erfundenen, dem Gesundheitswohl dienenden Maßregeln, insbesondere durch die hygieinisch richtige Konstruktion der Barackenlazarethe und durch den Transport der Kranken mittelst der trefflich eingerichteten Hospital-Eisenbahnwaggons, sowie mittelst der Hospitalschiffe nach den großen Lazarethen („Generalhospitäler") verminderte man die Sterblichkeit unter den Verwundeten ganz beträchtlich.

Die jüngste Organisation, welche das preußische Militär-Sanitätswesen, in Folge dessen auch dasjenige aller Staaten des Norddeutschen Bundes erhielt, verdanken wir zu einem großen Theile diesem Vorgehen Nordamerika's. Zwar hatten schon längst tüchtige Kenner auf die Mängel der bei uns bestehenden Einrichtungen hingewiesen. Allein man schenkte an maßgebender Stelle diesen Stimmen kein Gehör; vielmehr that man Alles zur Verhinderung der Reformen. Endlich öffneten drei Vorgänge die bis dahin verschlossenen Augen. Zuerst wiesen die Erfahrungen der Engländer im Krimkriege sehr ernstlich auf die schlimmen Wirkungen gewisser Fehler in dem auch bei uns befolgten Verfahren im Verpflegungssystem Verwundeter und Kranker im Heere hin; dann entwickelte der Bürgerkrieg in Amerika jene ganz neue Verfassung im Sanitätswesen, welche sich praktisch glänzend bewährte; und schließlich zeigte sich im deutschen Kriege des Jahres 1866, wie höchst ungenügend das ältere Militär-Sanitätswesen sei gegenüber den Aufgaben, die ihm die wissenschaftliche und praktische Militärhygieine, zugleich aber auch die ungeheuren Mengen der in Einer Schlacht Verwundeten und die Möglichkeit einer Benutzung der neuen Transportmittel stellen.

Durch solche Erfahrungen bewogen, entschloß sich die preußische Regierung, die ganze Angelegenheit planmäßig und gründlich in Angriff zu nehmen. Sie begann damit, im Jahr 1867 das Princip anzuerkennen, daß man das gesammte Militär-Medicinal- und Lazarethwesen in eine neu zu bildende besondere Abtheilung des Kriegsministeriums koncentriren müsse, um damit eine vollständige Einheit der Militärkrankenpflege zu erzielen. Bis dahin wurde nämlich diese Angelegenheit an drei verschiedenen Stellen bearbeitet. Sofort wurde auch auf Anregung der Königin im März 1867 eine aus bedeutenden Kapacitäten, insbesondere höheren

Militärärzten und Beamten bestehende Kommission niedergesetzt, welche sich mit Vorschlägen zur Reform des Militär-Medicinalwesens beschäftigte. Auf Grund der Arbeiten und Gutachten dieser Kommission erschien dann im Anfang des Jahres 1868 eine „Verordnung über Organisation eines Sanitätscorps", welche in Verbindung mit einer im April 1869 erlassenen „Instruktion" den Wünschen gerecht wurde, die an jener Stelle kund gegeben waren, so weit sich dieselben mit den bestehenden Verhältnissen und militärischen Einrichtungen vereinen ließen.

Die wesentlichen Bestimmungen dieser Reform bestehen darin, daß sämmtliche Aerzte der Armee und Marine nunmehr ein Sanitätscorps bilden, welches sich in der Regel aus den Zöglingen der militärärztlichen Bildungsanstalten und denjenigen Medicinern ergänzt, die mit der Absicht eintreten, auf Beförderung im Sanitätscorps zu dienen. Sobald diese jungen Leute ihre Qualifikation dargethan haben, erfolgt die Wahl zum Assistenzarzt durch die Militärärzte der Division. — Außerdem wurden die Einkommenverhältnisse der Mitglieder des Sanitätscorps zum Theil verbessert und mit der eingetretenen Rangerhöhung in Einklang gebracht. Der militärische Rang verleiht ihnen die Rechte der Personen des Soldatenstandes, einem Theile der oberen Aerzte Disciplinargewalt, allen zur persönlichen Aufwartung Burschen, den Servis, die Dienstauszeichnungen, die Uniformabzeichen dieser Kategorien von Militärpersonen, die Theilnahme an den Unterstützungsfonds der Truppentheile ꝛc. — mit einem Worte alle diejenigen Gerechtsame, welche dem Offizierstande zugestanden waren. Hiermit ist also die persönliche Stellung der Militärärzte wesentlich verbessert und gesichert, gleichzeitig aber die Aussicht gewonnen, daß dem neuen Sanitätscorps eine größere Anzahl tüchtiger Mitglieder zugeführt werde.

Sobald ferner die jungen Aerzte felddienstfähig befunden werden, so steht ihnen keine Schwierigkeit entgegen, wenn sie ihrer Dienstpflicht sofort durch einjährigen Dienst mit der Wahl genügen wollen. Haben sie sogleich oder später den Rang eines Assistenzarztes erworben, so steht es ihnen frei, durch vierwöchentliche Dienstleistung bei einem Lazareth sich auch während ihres Civilverhältnisses das Mitavanciren nach ihrem Dienstalter zu sichern. Diese Einrichtung ist ohne Zweifel höchst zweckmäßig, ebenso wie die Bestimmung, daß die zum einjährigen Dienst eintretenden jungen Militärärzte sich ein halbes Jahr lang dem Militärdienste mit den Waffen widmen müssen.

Das Militär-Sanitätswesen bildet nun im preußischen Kriegsministerium ein besonderes Departement, aus drei Abtheilungen bestehend: 1) für Lazarethe, 2) für Personalien, 3) für Statistik. Der oberste Chef der Militärärzte ist der Generalstabsarzt; jedes der drei Armeecorps des Norddeutschen Bundes hat seinen Generalarzt, jede Division bekommt während des Krieges einen Divisionsarzt, der die Krankenträger und Verwundetenpflege leiten soll. Jedes Infanterieregiment hat 1 Oberstabsarzt, 2 Stabsärzte und 6 Assistenzärzte, jedes Artillerieregiment 1 Oberstabsarzt und die nöthigen Assistenzärzte, jedes Kavallerieregiment 1 Oberstabsarzt und 2 Assistenzärzte. — In Folge der neuen Organisation wurden insbesondere einzelne Klassen im Range erhöht. Auch der Pensionirungsmodus ist ein wesentlich günstigerer geworden.

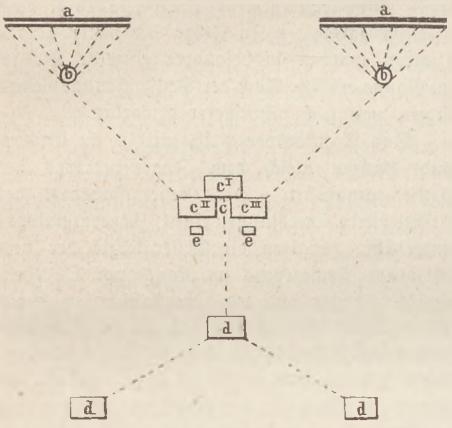
Das Sanitätscorps ist mithin im Großen und Ganzen gleich dem Ingenieurcorps der Armee organisirt. Der Generalstabsarzt der Armee steht im Range eines Generalmajors; unter ihm rangiren die Generalärzte der verschiedenen Armeecorps im Range von Obersten. Zwischen diesen und den Oberstabsärzten, deren älteste Klasse Majorsrang hat, ist die Zwischenstufe der Divisionsärzte neu geschaffen worden. Diese letzteren sind besonders dazu berufen, im Kriege die Thätigkeit der einzelnen Feldlazarethe zu überwachen. Die Oberstabsärzte besitzen den Rang eines Stabsoffiziers, die Stabsärzte je nach ihrer Gehaltsstufe den eines Hauptmannes 1. und 2. Klasse, die Assistenzärzte Lieutenantsrang.

Die Zahl der Aerzte findet sich für den Friedensstand der gesammten norddeutschen Armee, inbegriffen des 12. (sächsischen) Armeecorps und der hessen-darmstädtischen Division, auf 1177 normirt, und zwar 14 Generalärzte, 223 Oberstabsärzte, 317 Stabsärzte und 627 Assistenzärzte.

Dieser Blick auf die Gesammtorganisation des Sanitätscorps im Frieden genügt, um nunmehr in Folgendem die Feldsanitätseinrichtungen kennen zu lernen, die ebenfalls jetzt mit völlig neuen Modifikationen die Probe auf dem Kampfplatze bestehen sollen.

Jeder mobile Truppentheil ist für den Felddienst mit dem nöthigen ärztlichen Personal, mit Arzneien, chirurgischen Instrumenten und Verbandmitteln ausgestattet, welche letzteren von den den einzelnen Truppentheilen attachirten

Lazarethgehülfen in ihren Verbandtaschen, sowie in den jedem selbstständigen Truppenkörper beigegebenen Medicin- und Bandagekarren mitgeführt werden. Auch ist Vorschrift, daß jeder Soldat mit einfachem Verbandzeug versehen ist (das an sich wohl minder nützlich ist als das von Esmarch*) zu gleichem Zweck empfohlene „dreieckige Tuch"). — Bei kleineren Gefechten liegt es zunächst den Truppenärzten ob, für die ärztliche Behandlung und Pflege der Verwundeten zu sorgen. Deshalb müssen die den Truppen an Personal und Material zur Verfügung stehenden ärztlichen Hülfsmittel sich möglichst koncentriren und in der Nähe der vorrückenden



Verbandplatz.

a Schlachtlinie. — b Nothverbandplatz. — c Hauptverbandplatz. — c^{I} c^{II} c^{III} die einzelnen Abtheilungen desselben. — d Lazareth-Einrichtungen. — e Zelte oder Häuser für die hoffnungslos Verletzten.

Truppentheile bereit bleiben, damit nach der näheren Anordnung des Truppenbefehlshabers sogleich Nothverbandplätze errichtet werden. Während die eine größere Hälfte der Truppenärzte und Lazarethgehülfen auf den Verbandplätzen funktionirt, folgt die kleinere Hälfte derselben den Truppen in das Gefecht, um den Verwundeten hier schon Hülfe zu leisten.

Den Verbandplätzen werden die Verwundeten durch die Hülfskrankenträger der einzelnen Truppentheile zugeführt. Als solche werden von jeder Kompagnie 4 Mann möglichst aus den im Frieden hierzu bereits ausgebildeten Mannschaften bestimmt, welche sich durch die weiße Armbinde mit rothem Kreuz kennzeichnen.

*) „Der erste Verband auf dem Schlachtfelde" Kiel 1869.

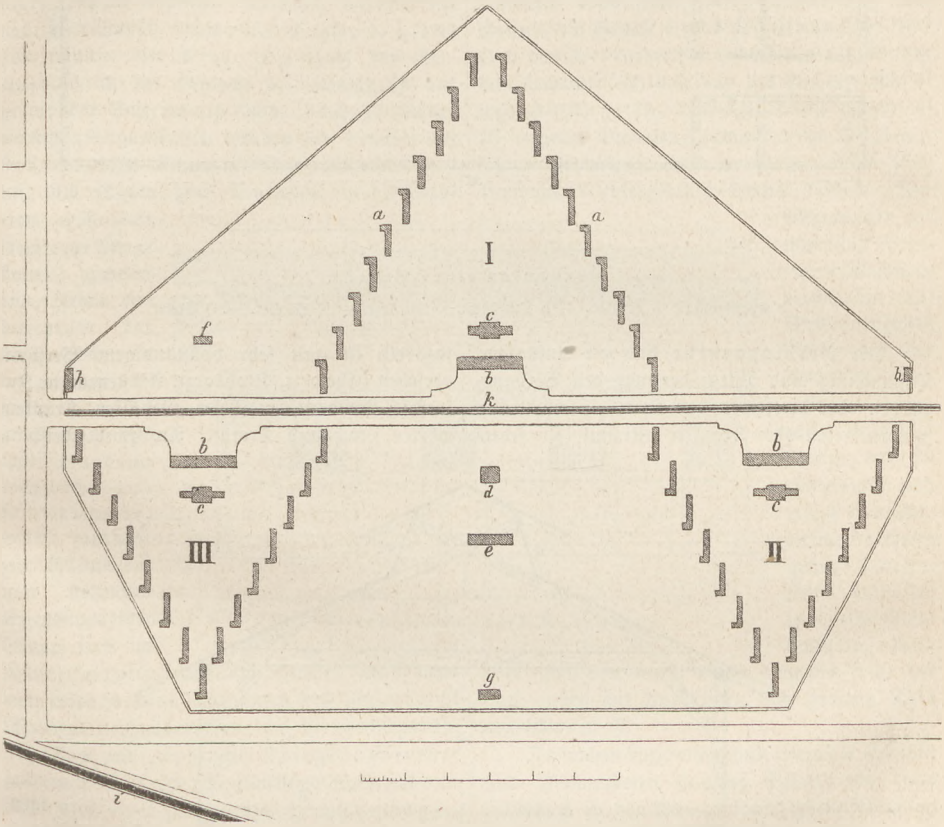
Die Hülfskrankenträger bleiben in der Front der Truppe und überführen unter der Aufsicht der hierzu kommandirten Unteroffiziere und nach der Anweisung der den Truppen ins Gefecht gefolgten Aerzte und Lazarethgehülfen mittels der auf den Medicinkarren befindlichen Krankenträger die Verwundeten nach den Nothverbandplätzen. Diese Mannschaften müssen jedoch, sobald dieser Dienst beendigt ist, sofort zu ihrem Truppentheile zurückkehren und in die Front eintreten. Auf den Nothverbandplätzen werden von den Aerzten die Verwundeten untersucht, ihnen einfache Verbände angelegt und die allernothwendigsten Operationen vorgenommen; man behält die Blessirten hier nur so lange, bis sie dem Feldlazareth übergeben werden können. Um eine nochmalige Untersuchung derselben zu verhindern, um zu ermöglichen, daß sie vorsichtig transportirt werden, und um ihre Vertheilung in die verschiedenen Lazarethe je nach der Art ihrer Verletzung zu erleichtern, sind die Aerzte verpflichtet, jedem Verwundeten ein als „Diagnose-Täfelchen" bezeichnetes Blatt in das Knopfloch zu hängen, auf welchem sie die Art der Verletzung, die geleistete Hülfe und den Grad der Transportfähigkeit notirt haben.

Bei diesen Leistungen ist nun eine nicht geringe Menge von Personal thätig. Das Bataillon, bezüglich das Kavallerieregiment oder die Artillerieabtheilung zählt durchweg 2 Aerzte und 4 Lazarethgehülfen, was für das Armeecorps mit etwa 32,000 Kombattanten schon einige 70 Aerzte und 150 Lazarethgehülfen ergibt. Dazu kommen zunächst drei Sanitätsdetachements, welchen die Aufgabe der früheren Krankenträgerkompagnien und des fahrenden Detachements der früheren leichten Feldlazarethe zufällt. Jedes Detachement zählt 9 Aerzte, 30 Offiziere, 155 Mannschaften, 39 Trainsoldaten mit 41 Pferden und 10 Fahrzeugen, darunter 6 zweispännige Wagen zum Transport für Schwerverwundete. Bei dieser Organisation wird die stete Korporation des Krankenträgerdienstes mit dem ärztlichen Dienste auf dem Schlachtfelde gesichert. Es wird aber auch, da ein Sanitätsdetachement stets in der Reserve bleibt, und alle Detachements so organisirt sind, daß sie in zwei gleich ausgerüsteten Sektionen verwendbar sind, der Vortheil erreicht, daß jeder Division, auch bei dem Vorrücken nach einem Gefechte, stets ein Seitendetachement oder doch eine Sektion desselben beigegeben werden kann.

Die Sanitätsdetachements treten bei größeren Gefechten in Wirksamkeit und nehmen

die verwundeten Soldaten in den Verbandplatz auf, der sich nicht weit hinter der Gefechtslinie befinden muß, um beim Vorrücken der Division immer weiter vorgeschoben werden zu können. Für denselben wird entweder ein geeignetes, möglichst gedeckt gelegenes Gebäude oder das Verbandzelt benutzt. Es wird durch die Flagge mit rothem Kreuz im weißen Felde kenntlich gemacht. Hier haben die Aerzte und ihre Gehülfen die Verwundeten für den Transport in die Feldlazarethe vorzubereiten, sie zweckmäßig zu lagern und zu stärken, ihre Wunden zu untersuchen, die für den Transport nöthigen Verbände anzulegen und kleine sowie unaufschiebbare größere Operationen vorzunehmen. Die Krankenträger haben hierbei 32 Krankentragen und 3 Räderbahren zur Verfügung, welche die Detachements auf den Transportwägen mit sich führen. Bei rückgängigen Bewegungen der Division bestimmt der dirigirende Arzt, wer von den Aerzten und dem Hülfspersonal unter dem Schutze der Genfer Konvention bei den Verwundeten zurückbleibt, während der Kommandeur des Detachements alles übrige Personal und Material in Sicherheit zu bringen hat, oder der Division folgen lassen muß.

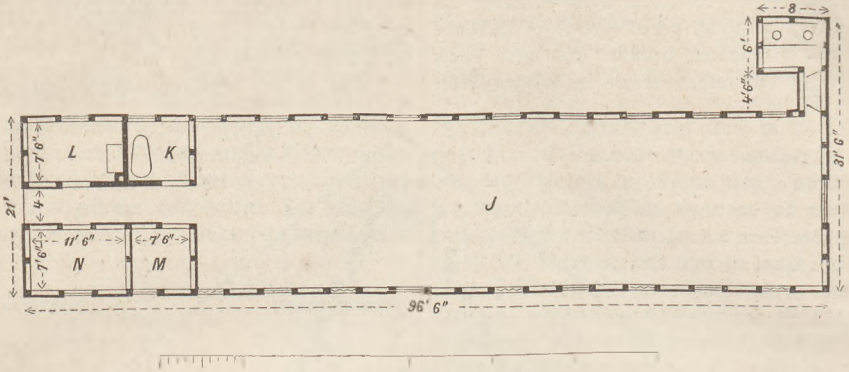
Das in der preußischen Armee eingeführte



Situationsplan des Barackenlazareths auf dem Tempelhofe.
aa Baracken. — bb Verwaltungsgebäude. — cc Küchen. — d Operationshaus. — e Waschhaus. — f Schuppen für Strohsäcke. — g Leichenhaus. — hh Wachen. — i Anhaltische Eisenbahn. — k Zweigbahn.

Hospitalzelt ist für 16 Mann bestimmt und besteht aus einem Gerippe von Gasrohr verschiedener Dimension und entsprechender Stärke. Die ganze Länge des Zeltes mißt 40′, die Breite 20′, die Höhe der längs der Mitte stehenden 4 Hauptpfeiler 13′, die Höhe der je 7 auf jeder Seite stehenden Säulen 5′. Das Dach besteht aus einer doppelten Lage von starkem Segeltuch; die Seitenwände bilden nur eine einfache Lage und sind mit dem Dache mittels Drahthaken verbunden, so daß sie bei gutem Wetter ausgehakt und

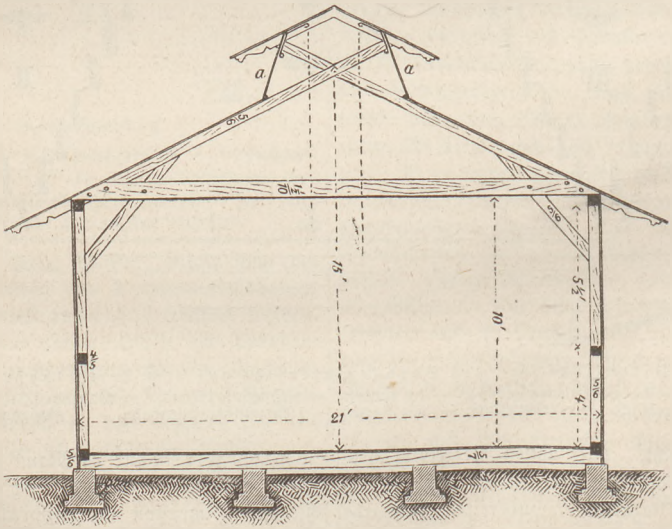
niedergelegt werden können. An jedem Ende ist ein für 2 Krankenwärter abgesonderter Raum. Im First befinden sich zwei gegen Regen geschützte Ventilationsöffnungen.



Grundplan einer Baracke.

J Krankensaal. — K Bad. — L Theeküche. — M Arzt. — N Wärter. — O Closet.

Die Feldlazarethe sind zur Aufnahme, Behandlung und Pflege der von den Verbandplätzen oder direkt von den Truppen kommenden Verwundeten oder Kranken bestimmt. Zu jedem mobilen Armeecorps gehören 12 Feldlazarethe für je 200 Kranke. Danach kann sofort der vierzehnte Mann im Armeecorps Aufnahme in diesem Lazareth finden. An Stelle dieser 12 Feldlazarethe pro Armeecorps hatte man bisher einestheils „Depôts der leichten Feldlazarethe", anderntheils „schwere Feldlazarethe". Diese Umwandlung ist von großem Vortheil, denn nunmehr läßt jedes Feldlazareth auch eine Theilung in zwei Sektionen zu. Das Feldlazareth ist mit sehr vollständigem Personal versehen (Chefarzt, Stabsarzt, Assistenzärzte, Inspektor, Rendant, Apotheker, Gehülfen, Krankenwärter, Koch und Train). Auf zwei zweispän-

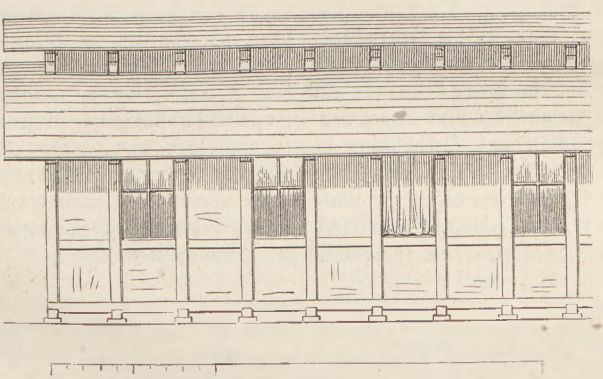


Querdurchschnitt einer Baracke.

nigen Sanitätswägen befinden sich die für 200 Kranke nöthigen Verband- und Arzneimittel, Instrumente, und drei vierspännige Wägen enthalten die Oekonomieutensilien. Bei der Wahl des Ortes und Raumes für das Feldlazareth müssen die Aerzte alle gesundheitlichen Ver-

hältnisse berücksichtigen, sie haben Abtheilungen für besondere Krankheiten herzustellen und Vorkehrungen vor Ausbruch ansteckender Krankheiten zu treffen. Der Gebrauch von Krankenzelten und der Bau von Baracken ist dringend empfohlen; auch führt jedes Feldlazareth Materialien und Vorschriften zur Desinfektion mit sich.

Der Gewinn an ärztlichen Kräften in Folge dieser Organisation ist beträchtlich. Jedes Feldlazareth zählt 8 Aerzte. Darnach kommen auf das Armeecorps nahezu 200 Aerzte, d. i. auf 160 Mann ein Arzt. Die Zahl der Verwundeten in der Schlacht bei Königgrätz auf preußischer Seite betrug 6984. Nach der gegenwärtigen Organisation würden für dieselben bei 9 Corps 4185 Mann als Sanitätsdetachement mit 162 Wägen zum Transport in die Lazarethe und 1800 Aerzte zur Pflege bereit gewesen sein. Jedes Armeecorps hat auch noch ein Lazarethreservepersonal von 107 Köpfen und ein Lazarethreservedepôt, welche eventuell zur Formirung von stehenden Kriegslazarethen dienen und im Rücken der operirenden Armee bleiben. Es ist demnach Bedacht darauf genommen, daß Personal und Material vorhanden sind, um die Feldlazarethe abzulösen und „stehende Kriegslazarethe" zu formiren. — In sehr glücklicher Weise hat man nicht bloß einen genügenden Krankenträgerdienst geschaffen, sondern auch Vorschriften für die Hülfskrankenträger gegeben, welche doch auch den Truppendienst nicht beeinträchtigen.



Seitenansicht einer Baracke.

Die Einrichtung und Leitung der Reserve- und Vereinslazarethe mit all ihrem reichen, nothwendigen Zubehör hat der Staat nunmehr den Bedürfnissen der Kranken und Verwundeten gemäß geregelt. Hier sind die Erfahrungen der Neuzeit aufs Beste benutzt. Insbesondere wird nun auch in Deutschland fast in jeder größeren Stadt bei Ausbruch des Kriegs ein Krankenlazareth erbaut.

Eine der größten Anlagen dieser Art erhält jetzt Berlin, wo das Kriegsministerium zum Bau eines Barackenlazareths einen Flächenraum von 130 Morgen zwischen der Chaussee nach Tempelhof und der Anhaltischen Eisenbahn überwiesen hat. Der in unserer Abbildung gegebene Situationsplan zeigt die Gesammtanlage dieser Barackenstadt; zu beiden Seiten einer Straße gelegen, in deren Mitte ein Eisenbahnstrang (k) eigens die Lazarethe mit der Bahn in Verbindung bringt. Sie besteht aus drei gesonderten Quartieren, deren Einrichtung dem Ganzen die Gestalt eines Fünfecks gegeben hat. Von den drei Lazarethen haben das des Kriegsministeriums (III) und das des Berliner Hülfsvereins (II) je 15, das der Stadt Berlin (I) 20 einzelne Baracken, sämmtlich zu 30 Betten (ohne Wärter), so daß im Ganzen hier 4500 Verwundete untergebracht werden können. Im Allgemeinen hat man die Principien (Dachfirstventilation, auf Pfeilern ruhende Boden ꝛc.) der amerikanischen Lazarethbaracken auch hier befolgt, doch errichtete man auch einige Baracken, welche durchweg grüne Gazefenster enthalten (gar keine Glasfenster), dann aber noch von einem Gang umgeben sind, der nach außen mit Vorhängen von grauem Drill abgeschlossen ist.

In solchen Lazarethen nun sollen die Kranken und Verwundeten Heilung finden, um dann wiederum in den Armeeverband zurückkehren zu können. Doch ist auch außerdem gestattet, daß man leicht verwundete Soldaten zur freiwilligen Verpflegung in Privathäuser aufnimmt; nur müssen die Verpflegten dabei immer unter Aufsicht der Lazarethdirektion stehen.

Um diese dem Krankenzerstreuungssystem entsprechende schleunige Vertheilung der Kranken und Verwundeten im ganzen Lande zu ermöglichen, hat man dafür gesorgt, daß die Kranken auf Eisenbahnen in Waggons 4. Klasse und in Güterwägen, deren Konstruktion eine höchst sinnreiche ist, aus dem Feld in die Reservelazarethe weithin transportirt werden können. Im jetzigen Feldzuge sind diese

neuen Transportwägen 4. Klasse zum ersten Male in Anwendung. Die Verwundeten werden auf Tragbahren in die Wägen gelegt und so placirt, daß ein breiter Gang in der Mitte frei bleibt. Die Wägen sind durch Brücken mit einander verbunden, mit besondern Räumen für Aerzte, Wärter ꝛc. versehen. Letztere führen Medikamente mit sich und geben, wenn es der Verwundeten wegen erforderlich ist, Signale zum Halten des Eisenbahnzugs. Es wäre freilich zu wünschen, daß dergleichen Eisenbahnwägen in größerer Anzahl vorhanden sind.

Nunmehr ist auch die Feldlazarethdirektion für die etablirten Lazarethe in ihrem Wirkungskreise unter die Leitung der Generaletappeninspektion gestellt, die militärische und administrative Leitung dieser Lazarethe der Etappenkommandantur und -Intendantur übergeben. Ferner wurde die Besorgung der Evakuation der Kranken aus den Feld- in die Reservelazarethe der Kommandantur des Hauptortes übertragen und dieser in dem Etappenarzte ein für dieses Geschäft geeignetes Organ beigegeben.

Außerdem hat man das Verhältniß, in welchem die freiwillige Krankenpflege in ihrer Wirksamkeit zur Armee steht, sehr glücklich dadurch geregelt, daß, wie wir in unserm ersten Artikel näher ausführten, ein königlicher Kommissär und Militärinspekteur durch seine Delegirten mit den durch die Genfer Konvention anerkannten freiwilligen Hülfsvereinen, andererseits mit der Armee in Vernehmen tritt. Das gesammte ärztliche Personal des Heeres ist angewiesen, in bestimmter Weise den Beschlüssen der Genfer Konvention zu genügen.

Für den Kriegszustand der Armee nach der preußischen, nunmehr auch deutschen Heeresverfassung ist trotz der zweckmäßigeren neuen Dispositionen die Zahl der Militärärzte, Krankenwärter und Heilgehülfen in keiner Weise ausreichend. Man muß sich deshalb sogleich beim Ausbruche eines Krieges nach freiwilligem Eintritt von Aerzten umsehen. Für die mobile Armee bestellt man aus der Reihe der als tüchtige Chirurgen bekannten Professoren sogenannte „konsultirende Generalärzte"; aus der Reihe der Medicin Studirenden zieht man die schon vorgeschrittneren heran und läßt sie als „Unterärzte" mit der Kompetenz der Assistenzärzte eintreten; für die immobilen Truppen sucht man nichtdienstpflichtige Aerzte als „dirigirende", „ordinirende" und „assistirende" auch in Lazarethen zu verwenden. Man appellirt dabei an den Patriotismus der Privatärzte und vermehrt dadurch außerordentlich das Gesammtpersonal der die Armee verpflegenden Aerzte. Dr. Ploß.

Nekrolog.

Führer, Dr. med., durch seine wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Histologie und pathologischen Anatomie in der medicinischen Welt bekannt, † in Hamburg.

Mineralogie und Geologie.

Gediegen Kupfer. Als die größte Masse gediegenes Kupfer galt bisher eine 1867 am Lake superior aufgefundene von 4000 Centner Gewicht. Nach dem Newyorker „Mining Journal" ist ihr in jüngster Zeit dieser Ruhm geraubt, da man in derselben Gegend im Phönix-Gange eine solide Masse von gediegenem Kupfer angetroffen hat, welche 19,81 Meter lang, 9,45 M. hoch und 0,61 M. dick ist. Von diesen 114 Kubikmetern sind zwei Drittel reines Kupfer, während das Uebrige aus Nebengestein, Kalkspath, Prehnit, Epidot und Quarz besteht. Die 15,000 Ctnr. Kupfer repräsentiren den vierten Theil der Jahresproduktion des Mansfeldischen Bergwerksbezirks, welcher im Jahr 1868 sich auf 60,000 Ctnr. belief.

Bernstein. In einer Arbeit über das Vorkommen von Bernstein in Schlesien (Bresl. Ztg.) sagt Göppert, daß bereits die ältesten naturhistorischen Urkunden dasselbe erwähnen. Schwenkfeld fand ihn bei Rabishau bei Greifenstein (1600), einige Jahre später Nikolaus von Rhediger zu Schöblitz bei Breslau, und im 18. und 19. Jahrhundert mehren sich die Angaben von Funden. Umfangreichere Lager wurden aber bis jetzt noch nirgends entdeckt, man fand immer nur einzelne Stücke, unter ihnen freilich mehrere von ansehnlicher Größe: das größte von 6 Pfund Schwere 1850 in der alten Oder bei Klein-Kletschau. Unsere heidnischen Vorfahren schätzten den Bernstein ebenfalls. Sie bedienten sich des schönen Fossils zu allerhand

Schmuck, Halsbändern u. dergl., wovon Stücke in Graburnen gefunden worden sind. Eine Quantität von mindestens 1¼ Ctnr. in größeren und kleineren, aber durchaus keine Spur von Bearbeitung zeigenden Stücken ward vor sechs Jahren bei Hennersdorf, zwei Meilen von Namslau in einem Heidengrabe, umgeben von etwa zwölf Urnen entdeckt, deren Bedeutung sich nur schwer einsehen läßt. Vielleicht ein in Vergessenheit gerathenes Depôt eines Bernsteinhändlers. — Die Höhe des Vorkommens des Bernsteins in Schlesien ist so ziemlich die der Gerölformation überhaupt und beträgt bei Ober-Waldenburg 1400′, im Weistritzthal bei Tannhausen 1300′, im Hirschberger Thal bei Hermsdorf 1250′. Die Verbreitung ist eine ziemlich allgemeine und erstreckt sich fast auf alle Kreise der Provinz, mit alleiniger Ausnahme des Glatzer. Am meisten erscheinen der Glogauer, Breslauer, Trebnitzer und Oelser Kreis, also das schlesische Hügelland dabei betheiligt.

An der Ostsee ist ein neues sehr umfangreiches Bernsteinlager in der Nähe der Ortschaft Schwarzau bei Putzig entdeckt worden. Man hat in vier Tagen durch Graben in dem betreffenden Bruche Bernsteinstücke in verschiedenen Größen und im Gewicht bis 2 Pfd. gefunden, und der Werth des bis jetzt gewonnenen Bernsteins soll auf 3000 Thlr. geschätzt sein.

Angeblicher Bernstein aus der Kreideformation bei Teruel in Spanien liefert nach Zincken keine Bernsteinsäure und ist also wohl ein anderes Harz. Im Uebrigen ist Bernstein in der Kreideformation nicht selten und findet sich z. B. in der Gosauformation bei Utigsdorf in Mähren, am See von Gmunden in Oesterreich, bei Brandenberg in Tyrol, angeblich in Portugal, selbst im Pläner von Skutsch in Böhmen.

Handel und Verkehr.

Geld- und Verkehrszustände im Kriege. Von allen andern Kriegen der jüngsten Vergangenheit unterscheidet sich der deutsch-französische von 1870 dadurch, daß er wie ein Blitz aus heiterm Himmel auf den nichts ahnenden Welttheil niedergefahren ist. Dieser Umstand, die Schuld des gewissenlosen Angreifers erschwerend, hat unsre Heerführung nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen vermocht, und der Geschäftswelt kam er sogar in hohem Grade zu Statten. Sie konnte in die Nöthe des Kriegs mit voller Gesundheit, Kraft und Frische eintreten, nicht geschwächt und entnervt durch voraufgehende lange Besorgniß des Krieges. Im Allgemeinen freilich hing die Erwartung eines Zusammenstoßes deutscher und französischer Waffen seit 1866 über den Gemüthern und lähmte den Unternehmungsgeist; das war auch der Grund, weshalb der endliche Ausbruch an den deutschen Börsen eher mit Freude als mit Schrecken begrüßt wurde, da man nun hoffen konnte, die abspannende ewige Sorge ein- für allemal loszuwerden und zu Deutschlands schließlichem Obenaufliegen unbedingtes Vertrauen hegte. Im Besonderen aber fürchtete noch in den ersten Julitagen Niemand in ganz Deutschland, das Wetter demnächst ausbrechen zu sehen. Daher trafen seine immer sehr empfindlichen Wirkungen auf einen vollkräftigen Körper.

Welch ein Segen dies ist, zeigt ein Vergleich mit dem lange vorher drohenden Kriege von 1866. Alle Erscheinungen treten diesmal leichter und ungefährlicher auf. An keiner deutschen Börse sind bis jetzt (Mitte August) Zahlungseinstellungen bedeutender Häuser vorgekommen. Was gefallen ist, war meist vorher schon morsch, oder befindet sich nur in augenblicklicher Zahlungsverlegenheit, nicht in eigentlicher und unheilbarer Ueberschuldung. Die Lagerinhaber kündigen den Fabrikanten weniger Bestellungen auf als sonst in ähnlichen Fällen; die Fabrikanten haben seltener nöthig, um Verlängerung der Ablieferungsfrist zu bitten. Ein Sturm auf irgend eine Bank, einen Vorschußverein oder eine Sparkasse, um für Noten oder Einlagescheine baar Geld zu bekommen, hat sich überhaupt nicht ergeben. Im Gegentheil: Banken und Vorschußvereine fließen guten Theils über von Einlagen des Publikums, das im Augenblick natürlich zu festeren Geldanlagen nicht geneigt ist, sondern sich eine reichliche, stets verfügbare Kasse zu erhalten sucht; und nur allenfalls die Sparkassen, welche mit Bauern zu thun haben, dieser unverbesserlich mißtrauischen Menschenklasse, deren veraltete Ideen kein täg-

licher Umgang mit Gebildeten berichtigt, sind zeitweilig einer etwas stärkeren Geldentziehung ausgesetzt gewesen.

Auf der andern Seite ist selbstverständlich vom ersten Tage der Gewißheit des Krieges an nicht allein auf neue geschäftliche Unternehmungen, die nicht etwa im Kriege selbst ihren Ursprung fanden, verzichtet worden, sondern bereits in Gang gesetzte sind eingestellt, fast alle Geschäfte beschränkt, der allgemeine Verbrauch hat aufs rascheste seinen Zuschnitt nach den so plötzlich veränderten vaterländischen Lebensbedingungen genommen. Beinahe gänzlich vorüber war es alsbald mit dem Seeverkehr; denn da die Ueberlegenheit der französischen Kriegsflotte von vornherein unzweifelhaft feststand, so konnten deutsche Schiffe nicht mehr wagen, den Hafen zu verlassen, und die Zeichen, welche das Fahrwasser zu unsern Häfen hin andeuten oder Nachts beleuchten, Tonnen, Baken, Leuchtfeuer auf Thürmen oder vor Anker liegenden Schiffen mußten entfernt werden, um den feindlichen Panzern und Avisos die Annäherung thunlichst zu erschweren. Die großen Dampfschiffe der Hamburger und der Bremer Amerika-Fahrt, deren zahlreiche noch unterwegs waren, rettete vor dem auf sie gewiß besonders lüsternen Feinde ihre alles überbietende Schnelligkeit. Auch ließ die Blokade der deutschen Nord- und Ostsee-Häfen merkwürdig lange auf sich warten, so daß neutrale Fahrzeuge nach wie vor ungehindert verkehren konnten; aber für den gewöhnlichen freien Verkehr aller Arten von Schiffen, zu dessen vorläufiger Fortdauer der vergebens erwartete Verzicht Frankreichs auf den officiellen Seeraub gehört hätte, war das natürlich doch nur ein sehr unbedeutendes Surrogat. Der Seehandel also, kann man sagen, hörte im großen und ganzen mit der Kriegserklärung auf. Wurden auch unverweilt neue Nothwege durch die neutral gebliebenen nördlichen und nordwestlichen Nachbarstaaten aufgesucht, so nahm deren allseitige Herrichtung doch längere Zeit in Anspruch, als daß er schon während dieser ersten Wochen hätte viel ausgleichen können. Den Binnenhandel unterbrach in seinen nicht bloß örtlichen Transaktionen eine Zeitlang fast völlig nicht sowohl der Krieg, wie die Beförderung der nationalen Waffenmacht auf ihre Posten an der Grenze. Mehrere Wochen lang stockte im ganzen westlichen Deutschland, und zum Theil selbst im östlichen, der Güterverkehr auf der Eisenbahn ganz, der Personenverkehr größtentheils. Dazu kam, daß auf bestimmten Punkten und Linien sich Truppenmassen sammelten, welche einquartiert und noch nicht militärisch verpflegt wurden, also gleich den Einwohnern von den örtlichen Lebensmittelvorräthen zehrten, ohne daß dieselben sich rasch und hinlänglich hätten aus andern Landstrichen ergänzen können, eben in Folge jener Unterbrechung der gewöhnlichen Transporte. So entstanden lokale Preissteigerungen und Theuerungen, welche sich zwar allmählich wieder heben, dem Wohlstande der betreffenden Kreise und Städte aber doch bei der Last der auf sie gelegten Einquartierung nicht ganz leichte Wunden geschlagen haben müssen. Ein Glück nur, daß nicht feindliche Invasion mit ihrem so viel schwereren und zerstörenderen Schritte in jenen westlichen deutschen Grenzprovinzen darauf folgte!

Die allgemeinste volkswirthschaftliche Wirkung eines Ereignisses wie ein großer Krieg ist wohl die, daß Jedermann seinen Vorrath an baarem Gelde oder seine Verfügung über solches zu steigern sucht. Das Vertrauen schränkt sich in solchen Zeiten eben nothgedrungen ein, und die Geschäfte nehmen ab, welche sonst in rascher Abwechselung Geld aus der einen Hand in die andere bringen. Gilt aber dieser Mehrbedarf an Geld für alle Einzelnen, so gilt er vermöge der Summirung auch für die großen Gesammtheiten. Die Börsen bedürfen mehr Geld oder geldgleicher Zahlungsmittel, um ihre wenn auch verringerten Transaktionen zu bewerkstelligen; im großen Geschäft wird mehr als sonst gegen baar gehandelt; Schulden, die sonst noch lange hätten stehen können, werden ängstlicher eingetrieben; die Banken sehen sich nach Verstärkung ihres Baarschatzes um, der Noten und Depositen zur Deckung dient, und wenn auch nicht die Münzen, so doch die Noten- und Papiergeld-Pressen bekommen zu thun, wenn ihr Produkt nur halbwegs populär und solid ist.

Die Preußische Bank hatte schon an dem Tage, wo der Krieg zur Gewißheit wurde, am 15. Juli, ihren Discontosatz für Wechsel auf 6% erhöht, und erhöhte ihn am 19. Juli weiter auf 8%, von wo er später dann wohl wieder herabgehen wird. Ihr Metallbestand hatte seit Ende Juni um mehr als eine halbe Million Thaler abgenommen, ihre Notenausgabe hingegen um fast 22 Millionen zu. Erschwerung des Abflusses von Geld durch Erhöhung des Wechselzinsfußes war daher dringend geboten. Die Bremer Bank, welche vermöge der in Bremen bestehenden Goldwährung in solchen Zeiten eine eigenthümliche Stellung einnimmt, hatte umge-

kehrt so operirt, daß am 1. August ihre Noten zu sechs Siebenteln durch Gold gedeckt waren, während dies am 1. Juli nur von drei Fünfteln des Gesammtumlaufs der Fall war. Dabei waren die Depositen, deren die Bremer Bank reichlich doppelt so viel zu haben pflegt, als sie Noten im Umlauf hat, nicht gesunken, sondern gestiegen, so daß also von dieser Seite her in der Herausziehung des Goldes aus den Bankkellern den Noten keine Konkurrenz drohte. Um ihren Goldvorrath so rasch von etwas über anderthalb Millionen auf nahe an 3 Millionen Thaler Gold zu erhöhen, hatte die Bank sich eines im Augenblick erlassenen Gesetzes für den Staat Bremen bedienen können, wodurch neben Kronen und Louisd'ors auch Sovereigns, Eagles, Napoleons und Imperialen zu gesetzlichen Zahlungsmitteln erhoben worden waren. Sie sog denn auch so kräftig an den großen Goldreservoirs in London und Paris, den Banken von England und von Frankreich, daß sie zu den Vorsichtsmaßregeln, welche diese ergriffen, immerhin mitgetrieben haben mag. Die Bank von England setzte ihren Discont auf 5% hinauf, wobei sie voraussichtlich stehen bleiben wird. Die Bank von Frankreich nahm ihre Zuflucht zu stärkeren Abwehrhandlungen. Sie stellte die Goldauszahlungen gänzlich ein, indem sie präsentirte Noten mit Silber einlöste, — mit jenen silbernen Fünffrankenstücken, die das Münzgesetz von 1803 neben den Goldmünzen vollgiltig in allen Zahlungen bestehen läßt, und deren sie in Erwartung einer ähnlichen Krisis (oder müssen wir sagen: in direkter Vorbereitung auf diesen Krieg?) im Betrage von mehr als 200 Millionen Franken seit 1868 hat prägen lassen. Damit aber nicht genug, hat sie soeben von dem Gesetzgebenden Körper und dem Senat ihre Noten mit Zwangskurs ausstatten lassen.

Frankreich steuert also mit vollen Segeln in das Elend der Papiervaluta hinein, an welchem Oesterreich, Rußland und Italien leiden, und nur damit die bankerotte Napoleonische Regierung sich ungestört der Milliarde Franken in Gold bemächtigen könne, welche als Sicherheit für Noten, Depositen und Aktien in den Gewölben der Bank angehäuft sind. Ein Moratorium von einem Monat für Wechselschulden, das gleichzeitig zum Gesetz erhoben worden ist, vollendet das Bild von Ruin und gewissenloser Wirthschaft, welches dieses große verkommene Land den erstaunten Blicken der Welt darbietet.

Nicht ohne seine Nachbarn in trübe Mitleidenschaft zu ziehen! Uns hat es die Last und Sorge des Krieges zugewälzt, der dem tollen Treiben ein Ende machen soll; Belgien bebt für seine nationale Existenz; Italien stürzt sich aufs neue durch ehrgeizige Rüstungen in Schulden, die es dem Staatsbankerott nahe bringen müssen, und die Schweiz windet sich unter einer unerträglichen Geldkrisis. Sie lernt jetzt den eigentlichen Grund kennen, weshalb Frankreich bisher so hartnäckig dem Drängen seiner Münzverbündeten auf Abschaffung der Doppelwährung und Annahme der reinen Goldwährung widerstanden hat. Es war, um alles in den verbundenen Ländern umlaufende gemünzte Gold vermöge des übermächtigen Saugapparats der Bank von Frankreich jeden Augenblick nach Paris ziehen und dort festhalten zu können, damit es der französischen Regierung auch in der ärgsten selbstverschuldeten Katastrophe nicht an baarem Gelde fehle. Mögen inzwischen die verbündeten Länder zusehen, wie sie ohne Goldstücke fertig werden! Italien, das längst von papiernen Surrogaten lebt, behilft sich am leichtesten. Belgien und der Schweiz, die das Unrecht begehen, nicht französisch werden zu wollen, ist es im Sinne des Pariser Chauvinisten natürlich eben recht, wenn sie einen Krieg Frankreichs mindestens auf dem wirthschaftlichen Gebiet mitleidend mitzumachen haben. In der Schweiz, wo die gewaltsame Entziehung des Goldes besonders bitter empfunden wird, geht man mit der Emission eidgenössischer oder eidgenössisch verbürgter und autorisirter Banknoten um, damit die Kalamität eingeschränkt werde. Vielleicht kommt allen solchen Nothmitteln der rasche Erfolg der deutschen Waffen zuvor und macht sie überflüssig.

Gleiches wird sicherlich von dem Moratorium, d. h. der gesetzlichen Hinausschiebung aller schwebenden Zahlungstermine gelten, das in Mannheim beantragt worden ist. Die badische Regierung ist zu einsichtig, um der französischen dergleichen nachzuthun. Die Gläubiger werden ihr Geld grade so gut nöthig haben wie die Schuldner; wenn Einer der letzteren in Konkurs geräth, weil ihm keine Frist gewährt wurde, so hat er es nur sich selbst und allenfalls den stürmischen Zeitverhältnissen zuzuschreiben, — muß aber Einer der ersteren in Folge solcher Einmischung des Gesetzes seine Zahlungen einstellen, so ist dieses eben Schuld daran.

Nicht so glücklich sind wir gewesen hinsichtlich eines herkömmlichen und beliebten, aber darum nicht weniger zu verwerfenden Mittels für kritische Zeiten: der sogenannten Darlehnskassen. Sie beruhen im Kerne auf der Wahnvorstellung,

daß Papiergeld emittiren eine unbedenkliche Sache sei. Das ist es aber doch nur dann, wenn der Verkehr ein ausgesprochenes Bedürfniß nach Papiergeld hat, wenn die vorhandenen Cirkulationsmittel nicht genügen. Danach müßte man sich also umsehen, bevor emittirt wird; während bei der Errichtung von Darlehnskassen diese Frage niemals in Betracht gezogen wird, sondern nur die, ob Handel, Spekulation und Industrie der gegen die Darlehnskassenscheine zu erhebenden Geldsummen in Gestalt von Vorschüssen zu bedürfen scheinen. Die Möglichkeit, so und so viele Millionen neue Kassenscheine dem Verkehr aufzunöthigen, gilt für ohne weiteres gegeben. Das heißt zwiefach für einmal sündigen. Auf der einen Seite mögen sich zwar die Nöthe der Börsenspekulation, des Großhandels und der großen Industrie zuerst und am lautesten geltend machen, aber sie sind keineswegs die einzigen oder die drückendsten. Es ist daher ungerecht, ihnen allein mit solcher Staatshülfe unter die Arme zu greifen. Auf der anderen Seite sollte man niemals vorsichtiger mit der Schöpfung neuer Papiergeldsorten sein, als im Beginn einer großen volkswirthschaftlichen Krisis, wie sie den Krieg unausbleiblich begleitet. Hier gilt es dem Anfange auszuweichen, denn wie es in dem alten Moralvers heißt: „Des Lasters Bahn ist anfangs zwar ein breiter Weg durch Auen; allein sein Fortgang droht Gefahr, sein Ende Nacht und Grauen". Ist der Verkehr einmal mit Papiergeld überfüllt, und die Zeit nicht danach, um einen Theil desselben einzuziehen, so stellt sich schließlich der Zwangskurs nur zu leicht als einziger Ausweg aus der Klemme dar, selbst wenn er nicht wie jetzt in Paris dazu dienen muß, alles Gold des Landes in die Hände eines einzigen verzweifelten Spielers zu bringen.

Es ist aus diesen Gründen zu bedauern, daß der Reichstag eingewilligt hat, in Norddeutschland Darlehnskassen mit einem Gesammtkapital von 30 Millionen Thalern zu eröffnen, und zu hoffen, daß der glänzende Fortgang der militärischen Operationen den Finanzminister veranlassen wird, ihre Wirksamkeit thunlichst einzuschränken. In München und Darmstadt, wo das Beispiel Berlins gefruchtet hat, käme es am besten gar nicht mehr zur Nachahmung. Einen weit tadelfreieren Weg hat man in Stuttgart eingeschlagen, wo unter der Aegide des bekannten Volkswirths und Patrioten Gustav Müller ein freier Garantie-Verein von Geschäftsleuten die Aufgabe der Darlehnskassen übernommen hat. In ganz ähnlicher Weise hilft man sich von jeher an den Hanseatischen Börsen privatim; so daß Hamburg und Bremen wenigstens hätten ganz mit Darlehnskassen verschont bleiben können.

Entgegen dem heutigen Standpunkt der Finanzwissenschaft haben die beim Kriege betheiligten Hauptstaaten sofort an ihren Kredit appellirt, statt an die Steuerkraft ihrer Völker. Frankreich hat 550 Millionen Franken, der Norddeutsche Bund 120 und Bayern $8^4/_7$ Mill. Thaler aufgenommen. Indessen, wenn man die Form der Anleihe als eine bloß vorläufig und des rascheren Ertrags halber gewählte betrachten will, so rechtfertigt sich die Wahl mindestens im Falle der deutschen Staaten. Sie gehen einer neuen Gesammtverfassung entgegen, welche diese Kosten ihres eigenen Entstehens aus blutigem, opferreichem Kriege ohne Zweifel übernehmen, und dann, wie man wünschen muß, auf die allgemeine Steuerkraft der Nation angemessen und billig vertheilen wird. Die Bundesanleihe ist zu fünf Sechsteln öffentlicher Zeichnung anheimgegeben worden, wobei jedoch nur gegen 70 Millionen Thaler statt 100 gezeichnet worden sind. Dies ist aber unter keinem aufstellbaren Gesichtspunkt als ein Fiasco zu nehmen. Finanziell ist der ungezeichnete Rest von bedeutendem Vortheil, weil der Kurs unmittelbar nach der Ausbietung stark gestiegen ist und noch höher zu steigen verspricht, so daß die Verwaltung sich weit besser steht, wenn sie die übrig gebliebenen Stücke unmittelbar an die Börse bringt und zum Tageskurse versilbert. Faktisch wird man so vielen Geldes möglicher Weise gar nicht mehr bedürfen; und als Symptom endlich ist die Summe der erfolgten Zeichnungen sehr befriedigend, wenn man den geringen Stand der Baarschaft oder Kasse Jedermanns in Deutschland, die nothgedrungene Zurückhaltung des großen spekulirenden Kapitals, den außerordentlichen Drang der Umstände und die äußerst kurze Frist der Zeichnung in Anschlag bringt.

Mitte August. A. Lammers.

Kriegswesen:

Der taktische Werth der französischen und der deutschen Artillerie. In dem gewaltigen Kampfe, welcher jetzt zwischen Franzosen und Deutschen ausgefochten wird, spielt die beiderseitige Artillerie eine so entscheidende Rolle, daß die Veranlassung zu einem Vergleiche derselben nahe liegt. Es stellt sich dabei wieder heraus, daß dasjenige Heer, welches die vortrefflichste Artillerie hat, auch in seinen sonstigen Einrichtungen dem Gegner überlegen sein muß, weil das Geschützwesen wie keine andere Waffe ein Produkt überlegender und erfinderischer Köpfe ist. Diejenige Nation, welche im Frieden am meisten Ueberfluß an solchen Köpfen im Dienste der Kriegskunst hat, muß auch auf allen dazu gehörigen Gebieten das Beste schaffen, wenn sie dies hinsichtlich ihrer Artillerie gethan hat. Und dies ist jetzt mit der kriegerisch geeinten deutschen Nation der Fall. Dieselbe hat nur ein einziges Geschützsystem, nämlich das preußische, weshalb man nunmehr von einer deutschen Artillerie sprechen kann.

Es läßt sich gegen obigen Satz vielleicht einwenden, daß die Franzosen trotz schlechterer Artillerie doch eine bessere Infanteriebewaffnung haben als die Preußen, resp. Deutschen. Dem gegenüber muß daran erinnert werden, daß das beste Gewehr an sich noch nicht die beste Infanterie schafft, wenn es auch manchem Organisationsfehler abhelfen wird. Ueberdies war es ja Preußen, welches auch in dieser Richtung durch Einführung seiner Zündnadelgewehre die neue Bahn brach, aber fast 20 Jahre lang auf derselben allein wandelte und deshalb — im Besitz des besten Gewehres — bis 1866 gar keinen Grund hatte, Geld und Menschenkräfte an die weitere Vervollkommnung auch dieser Waffe zu wenden. Seitdem alle Großmächte ebenfalls die Hinterlader angenommen haben, hat es sein Zündnadelgewehr großartig verbessert, so daß es dem Chassepot überlegen gemacht worden ist, doch ließ man Norddeutschland nicht die Zeit, diese allen Ansprüchen genügende Waffe dem Heere zu übergeben, sondern begann zum Theil gerade deswegen so eilig mit dem Kriege, um der Einführung auch noch dieser Verbesserung zuvorzukommen.

Angesichts der thatsächlich besseren Bewaffnung der französischen Infanterie tritt aber die größere Vollkommenheit der deutschen Artillerie um so glänzender ins Licht, und ihr ausgleichendes Eingreifen in den Kampf ist um so auffälliger zu merken. Sie hat bis jetzt in allen Kämpfen bewiesen, daß sie die französischen Geschütze durch größere Treffsicherheit beherrscht, bei gleichen Kräften zum Schweigen bringt, bei geringerer Zahl unsererseits aber nicht das Feld vor ihnen räumt. Sie eröffnet die Schlachten, bereitet die Erfolge der anderen Waffen vor und hat in mehreren Fällen den Ausschlag gegeben — so in dem Kampfe um die Spicherer Höhen und in den furchtbaren Schlachten vom 16. und 18. August. Die Zeit der Bravourstücke ist freilich für die Artillerie vorüber, seitdem die weittragenden gezogenen Geschütze eingeführt sind, und es hat jetzt kein Kommandeur mehr nöthig, seine Leute darauf aufmerksam zu machen, daß die Artillerie den Feind nicht todtfahren, sondern todtschießen soll. Die Geschütze sind jetzt ausschließlicher als früher die Waffe des kalten Verstandes, der sich vor Begeisterung in Acht zu nehmen, aber sich desto mehr auf ruhige Todesverachtung zu stützen hat. Früher war dies in mancher Beziehung anders. Mit den glatten Geschützen kam es nämlich hauptsächlich darauf an, recht nahe und recht unerwartet an den Feind heranzujagen, um ihn dann plötzlich mit dem damals wirksamsten Geschoß, den Kartätschen, beschießen zu können. Diese Streugeschosse wirken bekanntlich nur bis höchstens 600 Schritt, während die Infanterie jener Zeit kaum 400 Schritt weit schießen konnte, ihr Kernschuß 150 Schritt weit lag und ihr Feuer über 250 Schritt hinaus selten eröffnet wurde, weil es sonst fast wirkungslos war. Jetzt schießt die Infanterie 1000—1800 Schritt weit und ihr Feuer ist auf 6—800 Schritt Entfernung immer noch mörderisch sicher. Die Tragweite des Infanteriegewehrs steckt der Artillerie beim Vorrücken eine Grenze, die zu überschreiten gefährlich ist, weil die Bedienungsmannschaften und die Pferde dem Tiraillenfeuer gegenüber den Kürzeren ziehen. Dies ist auch die Ursache, weshalb die Anhänger der glatten Geschütze trotz ihrer Regsamkeit wenigstens bei der Landartillerie es nicht erreichen werden, daß diese wieder zu dem alten Systeme zurückgreift. Bei der Seeartillerie mag ihnen das in einigen Staaten

ganz oder theilweise gelingen, wie z. B. in den Vereinigten Staaten und in Schweden.

Franzosen sowohl als Deutsche führen in der Feldartillerie nur gezogene Geschütze, doch haben jene bloß Vorder- und wir seit 1866 ausschließlich Hinterlader. Der Unterschied ist ein gewaltiger, weniger auffällig jedoch in der Schnelligkeit des Feuerns, als vielmehr in der Sicherheit des Treffens. Das französische Geschoß muß durch die Mündung eingeführt werden, mithin darf sein Durchmesser nicht so groß sein als die Seele oder der innere Raum des Rohres, denn sonst wäre das Einladen nicht möglich. Der zwischen dem Geschoß und den Rohrwänden vorhandene Zwischen- oder Spielraum begünstigt das Entweichen von Pulvergasen um das Geschoß herum. Dies schwächt nicht bloß die Schießkraft und beeinträchtigt die Genauigkeit der Flugbahn, sondern läßt Stichflammen zu, welche das Rohr ungleichmäßig ausbrennen und verderben. Ein weiterer Uebelstand des Ladens von vorn liegt darin, daß die Geschosse, um in die Pulverkammer zu gelangen, erst eine Drehung von rechts nach links machen müssen, wobei sich ihre ailettes oder Führungswarzen des Bleimantels schon an der einen Seite abnutzen, d. h. Luft für Stichflammen bekommen; dann beim Abfeuern machen die Geschosse eine Drehung in umgekehrter Richtung, nämlich von links nach rechts, wobei sie die Neigung haben, die Züge zu überspringen, was nicht bloß der Sicherheit des Schusses großen Abbruch thut, sondern auch dem Rohre durch den beim schließlichen Eingreifen erfolgenden Stoß ungemein schadet. Man hat es versucht, beiden Uebelständen abzuhelfen, dem ersteren dadurch, daß man die ailettes an der einen Seite etwas abschnitt, so daß sie von vornherein Führungsflächen bildeten, die sich nicht erst abzunutzen brauchten; dem Ueberspringen suchte man dadurch vorzubeugen, daß man die Züge am Bodenstück verengerte. Letzteres bewirkt einen anstrengenden Stoß dicht beim Pulversack und lockert die Bleiumhüllung auf Kosten der Schnelligkeit und Sicherheit des Fluges, was man schon an dem merkwürdigen Heulen der französischen Granaten hören kann. Das französische gezogene Vorderladesystem ist jedenfalls von allen vorhandenen das schlechteste und steht unter Anderm dem österreichischen weit nach (s. „Die gezogenen Geschütze", Ergänzbl., Bd. I, S. 571 ff.).

Das deutsche Hinterladegeschütz hat mit keinem von den Uebelständen zu kämpfen, an denen das französische laborirt. Die Geschosse werden bequem mit der größten Genauigkeit in die Züge eingepaßt und hinter die Kartätsche (Pulverladung) wird ein dicht schließender Preßspanboden gesetzt, der das Bodenstück des Verschlusses und die Fugen gegen die Einwirkung der Pulvergase, resp. Stichflammen, schützt. Von letzteren hat der in unserer Feldartillerie durchgehends angewandte Gußstahl überhaupt nicht in dem Maße zu leiden als die bronzenen Rohre, die ausschließlich bei den Franzosen in Gebrauch sind. Bei uns geht daher kein Theilchen der Pulverkraft zum Schaden des Rohres oder der Schnelligkeit und der Treffsicherheit des Geschosses verloren. Die Granaten folgen auf das Genaueste den Zügen, denen sich ihr Bleimantel ohne jeden Spielraum innig anschließen muß. Darum treffen sie auch sicherer als die französischen und ihr Flug verursacht nur einen Laut, der nahebei wie „ping", entfernter aber wie ein Pfeifen klingt.

Ueber die Trefffähigkeit des französischen 4-Pfünders macht Hauptmann Pfister nach dem „Aide mémoire" folgende Angaben, denen er die entsprechenden deutschen Resultate gegenüberstellt. Es ist das Treffen einer Bataillonsscheibe zu Grunde gelegt.

Schritt	franz. 4-Pfünd. pr. Centner	pr. 4-Pfünder pr. Centner	pr. 6-Pfünder pr. Centner
650	80	99	99
1350	40	61	89½
2000	23	33½	59
2650	12	—	—
3350	4	—	—

Die Treffergebnisse über 2000 Schritt hinaus gelten bei uns als Zufallstreffer und werden deshalb nicht bekannt gemacht, sie übertreffen aber doch noch die Zahl der französischen Zufallstreffer. Nach officiösen preußischen Angaben stellt sich die Zahl der Treffer nach der 6' hohen Bataillons- und der 9' hohen Schwadronscheibe bis 2000 Schritt für unsern 4- und den 6-Pfünder folgendermaßen in Procenten heraus:

	6-Pfünder		4-Pfünder	
Schritt	6 F. hohe Scheibe	9 F. hohe Scheibe	6 F. hohe Scheibe	9 F. hohe Scheibe
100	100	100	100	100
200	100	100	100	100
300	100	100	100	100
400	100	100	100	100
500	100	100	100	100
600	100	100	100	100
700	100	100	98	100
800	100	100	96	100
900	100	100	91	99
1000	100	100	84	96
1100	98	100	78	93

Schritt	6-Pfünder		4-Pfünder	
	6 F. hohe Scheibe	9 F. hohe Scheibe	6 F. hohe Scheibe	9 F. hohe Scheibe
1200	95	100	70	88
1300	92	100	64	83
1400	89	98	58	78
1500	83	96	52	72
1600	78	93	47	65
1700	73	90	43	60
1800	68	86	39	58
1900	63	82	36	52
2000	59	78	33	48

Die Ueberlegenheit unserer Geschütze springt durch diese Zahlenangaben unwiderleglich in die Augen, und es sei noch darauf hingewiesen, daß sich ebenso günstige Zahlenverhältnisse für unsere Geschütze hinsichtlich der Geschoßschnelligkeit, der Durchschlagskraft und der Einfallswinkel geben lassen. Die Einfalls- oder Aufschlagswinkel sind bei unseren Geschossen durchgehends kleiner als bei den französischen, was zu unseren Gunsten eine rasantere Flugbahn und bessere Strenungsverhältnisse ergibt. Die deutschen Granaten bieten überdies den nicht genug zu schätzenden Vortheil, daß sie Schußfehler leicht erkennen lassen, denn ihr Aufschlagen auf den Boden entwickelt bei trocknem Wetter sichtbaren Staub, und ihr gleich darauf erfolgendes Platzen erzeugt bei jedem Wetter eine schon mit bloßem Auge wahrnehmbare Rauchwolke dicht über dem getroffenen Punkte. Die französischen Granaten hingegen platzen hoch in der Luft, was wohl in Folge der Explosionswolke eine Schätzung der Flughöhe zuläßt, aber keine sichere Beobachtung hinsichtlich der Seitenrichtung (Abweichung nach links oder rechts vom Ziel) und der Entfernungsschätzung. — Noch sei darauf hingewiesen, daß die französischen Granaten sehr häufig, wenn die Distance zu kurz geschätzt ist, in den Boden schlagen, und zwar wegen des großen Einfallswinkels sehr tief. Ist der Boden feucht, dann ersticken sie, ohne zu platzen (krepiren), ist er trocken, dann explodiren sie nach obenhin, ohne vielen Schaden zu thun.

Unsere Granaten führen den Perkussionszünder, der seine Wirkung thut, sobald das Geschoß in seinem Fluge durch den geringsten Widerstand den Bruchtheil einer Sekunde aufgehalten wird. Schon ein Fall von 3′ Höhe genügt, die Explosion herbeizuführen. Sie platzen deshalb mit nie versagender Sicherheit in jeder Entfernung, die gewünscht wird, sobald sie vor ihrem Ziele aufschlagen. Diesen Anprall läßt man gegen avancirende Reiterei 25 Schritt vor deren Front erfolgen; gegen vorrückende Infanterie wählt man 10—15 Schritt Abstand von der vordersten Reihe. Die Splitter fliegen alsdann in der Richtung des Schusses strahlenförmig gegen das Ziel. Die Zahl der Sprengstücke beträgt bei der preußischen und der belgischen 4-Pfündergranate (wiegt $8^{7}/_{10}$ Pfd.) im Durchschnitt 43, bei der österreichischen 40, bei der französischen 24; die preußische und die belgische 6-Pfündergranate (wiegt $13^{9}/_{10}$ Pfd.) gibt 45, die 8-Pfünder österreichische 60 und die 12-Pfünder französische 22 Splitter zufolge der Angaben des belgischen Artilleriehauptmanns Nicaise.

Die Franzosen bedienen sich bei allen ihren Sprenggeschossen der Tempir- oder Zeitzünder, und zwar eines langen und eines kurzen. Diese Zünder werden von dem Schußblitz im Rohre in Brand gesetzt, übertragen in einer gewissen Zeit das Feuer auf die Sprengfüllung und verursachen auf diese Weise die Explosion, welche erfolgen soll, noch während die Granaten, resp. Shrapnels in der Luft fliegen. Die Splitter fliegen dann in der Richtung des Schusses schräg nach unten, und ihre Wirkung soll sich bis 700 Schritt weit vom Sprengpunkte geltend machen. Der letztere liegt beim kurz-tempirten Zünder 1900 Schritt von der Mündung des Rohres, gefährdet also das Terrain bis höchstens 2600 Schritt mit Sprengstücken. Der lang-tempirte Zünder wirkt beim 4-Pfünder, nachdem das Geschoß 3700 Schritt weit geflogen ist, beim 12-Pfünder hingegen schon nach 3500 durchflogenen Schritten. Im ersteren Falle erstreckt sich die Gefährdung des Terrains durch Sprengstücke bis 4300, im letzteren bis 4200 Schritt. Man ersieht aus dieser Berechnung, daß zwischen der kurzen und der langen Zünderwirkung, nämlich zwischen 2600 und 3500, resp. 3700 Schritt, ein Raum von cirka 1000 Schritt Breite liegt, der von den Sprengstücken der Granaten gar nicht und von ihren Vollkörpern nur ausnahmsweise bei gänzlich falscher Höhenrichtung bestrichen werden kann. Außerdem bleibt der Raum von den Mündungen der französischen Geschütze an bis auf 1900 Schritt vor Sprengstücken absolut sicher. Unsere Artillerie benutzt dies, indem sie sich den feindlichen Batterien sofort nach Eröffnung des Gefechts auf 1800 bis 1600 Schritt nähert und dort das Feuer fortsetzt. Hierbei kommt ihr noch das Wegfallen der Zufallstreffer und ihre größere Ueberlegenheit im Zielen zu Gute. Will die französische Artillerie dem gegenüber ihre Tempirgranaten gehörig ausnutzen, dann muß sie zwei Linien hinter einander formiren, vorausgesetzt, daß ein

Ansteigen des Terrains nach rückwärts dies erlaubt. Dabei büßt sie aber wieder an Treffsicherheit ein und schwächt den moralischen Eindruck ab, den eine zusammenhängende Feuerlinie hervorruft.

Um diesen auf die Taktik sehr einflußreichen Uebelständen abzuhelfen, haben die Franzosen zum Rollschuß, zum Shrapnel und zu den Mitrailleusen gegriffen. Der Rollschuß ist jedenfalls das Unzweckmäßigste, denn er war schon mit kugelförmigen oder sphärischen Geschossen auf jedem unebenen oder durchschnittenen Boden völlig unsicher im Erfolge, um wie viel mehr ist dies mit kegelförmigen Geschossen der Fall, die nicht bloß auf unebenem, sondern sogar auf völlig glattem Boden die unberechenbarsten Sprünge machen, also wohl das Treffen einer langen Linie an irgend einem Zufalls-, nicht aber an einem bestimmten Zielpunkte zulassen. Der Rollschuß soll durch sein mehrfaches Aufschlagen eine Verlangsamung des Geschoßfluges herbeiführen und deshalb ein in kürzerer Entfernung vom Geschütz eintretendes Platzen verursachen. Dies wird erreicht, und der kurz tempirte Zünder wirkt schon bei 1750, der lang tempirte bei 2350 Schritt; zählt man überall 700 Schritt Sprengwirkung hinzu, so ergibt sich, daß dann nur cirka 500 Schritt Terrain (zwischen 3050 und 3500 Schritt Entfernung) völlig frei vor Sprengstücken bleiben und außerdem natürlich der Raum bis 1750 Schritt vor den Geschützen. Den Rollschuß brauchen wir indessen gar nicht in Anschlag zu bringen, da er wohl selten und in dem gegenwärtigen Kriege nirgends ein geeignetes Terrain zur Anwendung finden wird. — Was den Shrapnel betrifft, so besteht dieser bekanntlich aus einem granatenähnlichen Geschoß, das mit Gewehr- oder Karabinerkugeln und einer Sprengladung gefüllt ist, die grade hinreicht, die eiserne und bleierne Hülle zu zerreißen, worauf die Kugeln sammt den Sprengstücken schräg nach unten in das lebende Ziel fliegen. Die einzelnen Theile fliegen mit der ihnen vom Ganzen mitgetheilten Flugkraft und wirken bis 200 Schritt weit vom Punkte der Explosion, der natürlich immer oben in der Luft liegen muß, wenn richtig gezielt worden ist. Die Franzosen haben vier Tempirzünder für ihren Shrapnel, nämlich für 650, 1070, 1350 und 1600 Schritt Entfernung von der Geschützmündung. Sie können also 2 Drittel des Terrains bis zur ersten Granaten-Sprengwirkung mit ihren Shrapnels bestreichen, doch führen sie nicht viele dieser sehr mörderischen Geschosse in den Batterien mit sich, nach alter Ausrüstung (bis 1869) je 3 Stück für jedes Geschütz, jetzt vielleicht die doppelte Zahl. — Die deutschen Shrapnels sind besser als die französischen, denn sie haben einen kombinirten Perkussions-Zeitzünder, der vom preußischen Hauptmann Richter erfunden worden ist (s. Erg. Bd. I, S. 571 ff.). Dieser Zünder kann für jede beliebige Entfernung genau mittelst einer außen angebrachten Scala von 50—3000 Schritt regulirt werden, er beherrscht also den ganzen Gefechtsbereich, nicht bloß einen kleinen Theil desselben, und läßt sich grade in den Entfernungen verwenden, in denen die aufschlagenden Granaten wegen vorliegender Hindernisse mitunter an Wirkung verlieren, nämlich auf 1600 bis 2000 Schritt. Sein Feuer wirkt selbstverständlich auch von oben nach unten durch Explodiren in der Luft, und die richtige Distance läßt sich für unsere Geschütze in schwierigem Terrain und bei großer Entfernung leicht durch einige Probegranatschüsse herausfinden, ein Vortheil, dessen sich die Franzosen beim Mangel an Perkussionsgranaten nicht bedienen können.

Der zunächst bis 600 Schritt vor den Geschützen gelegene Raum gilt bei allen Artillerien als Kartätschenbereich, doch ist dieses Streugeschoß nicht mehr in dem Verhältniß furchtbar wie zur Zeit der glatten Geschütze. Seine Wirkung hängt überdies zu sehr von der Beschaffenheit des zu bestreichenden Bodens ab. Ist dieser uneben, aufgeweicht oder besteht er aus Sturzacker, dann verlieren die Kartätschen an Kraft oder bleiben ganz im Boden stecken, da sie mehrmals aufschlagen. Die offensive Anwendung der Kartätschen ist überdies seit Einführung der Hinterladegewehre gänzlich außer Gebrauch gekommen, und nur zur eigenen Vertheidigung greifen die Artilleristen unter Umständen dazu. Die Franzosen haben in den Mitrailleusen einen guten Ersatz für die Kartätschen gefunden, wenigstens auf einigen Punkten des Schlachtfeldes, denn überall können sie mit ihren 24 Batterien (144 Stück Geschütz) dieser Gewehrkanonen doch nicht auftreten. Die Mitrailleuse schießt von der Mündung bis auf 800 Schritt mit mörderischer Sicherheit und gefährdet das Terrain bis mindestens 1400 Schritt Abstand. Auf unsern Versuchsplätzen ist diese Mordmaschine zwei Jahre lang erprobt worden, und man kam zu dem Resultat, daß sich dieselbe nicht zum Feld-, sondern nur zum Festungsgeschütz eigne. Leider haben unsere braven Truppen im Felde oft genug festungsartige Positionen stürmen müssen, gegen

sie fand also die Mitrailleuse die rechte Anwendung — da die Unsrigen sich jedoch selten mit der Defensive befaßten, so hätten sie wahrscheinlich diese neue Geschützart, wenn sie im Besitze derselben gewesen wären, doch nicht anwenden können. Da der moralische Eindruck von unseren tapferen Soldaten überwunden wurde, so fragt es sich doch noch sehr, ob die Franzosen gut thaten, 22 vier- und 2 zwölfpfündige Batterien zu Gunsten der 24 Mitrailleusenbatterien auszurangiren. Es läßt sich fast mit Sicherheit annehmen, daß sie mit 144 Granatgeschützen mehr ausgerichtet hätten.

Die Schnelligkeit des Feuerns ist bei beiden Armeen so ziemlich gleich. Man kann mit dem preußischen 4-Pfünder, wenn man nicht zu zielen, sondern das Geschütz nach dem Rückstoße nur wieder vorzuschieben braucht, allerdings 6 Schuß in der Minute thun, das dürfte aber im Ernst kaum vorkommen. Mit Kartätschen kann man beim preußischen 4- und 6-Pfünder 2 Schuß in der Minute lösen und etwa 5 gezielte Granatschuß in 3 Minuten, aber ohne Einsetzen des Preßspanbodens. Bei den Festungs- und Belagerungsgeschützen ist im Allgemeinen mehr Zeit erforderlich; beim 6-Pfünder etwa 1 Minute, beim 12-Pfünder 2 und beim 24-Pfünder 3 Minuten für jeden gezielten Schuß. Bei Shrapnels braucht man beim 6-Pfünder 2, beim 12-Pfünder 3 und beim 24-Pfünder etwa 4 Minuten zu jedem Schuß. Nach französischen Versuchen braucht man 4 Minuten 50 Sekunden, um mit dem gezogenen 4-Pfünder jener Armee 10 Schuß zu thun, in 6 Minuten 26 Sekunden, um mit dem gezogenen 12-Pfünder die genannte Zahl Schüsse abzufeuern. Wie es sich mit dem gezogenen französischen 8-Pfünder verhält, ist noch nicht bekannt geworden, und seine in diesem Jahre beabsichtigt gewesene Einführung statt des unbeholfenen 12-Pfünders kann nur theilweise ins Werk gesetzt worden sein.

Hinsichtlich der Ausrüstung jedes Batteriegeschützes mit Geschossen (wobei die Reservevorräthe in den Munitionskolonnen des Armeecorps nicht mitgerechnet sind) ergibt sich Folgendes. Jeder deutsche 4-Pfünder nimmt 157 Schuß mit ins Gefecht, die theils in den Kästen des Geschützes, theils in den Batteriewägen untergebracht sind. Jeder 6-Pfünder hat 121, respektive 133 Schuß bei sich in Gefechtsbereitschaft. Der französische 4-Pfünder hat nach der neueren Vermehrung 164 Schuß und der 12-Pfünder 84 Schuß innerhalb der Gefechtsbatterie. Rechnet man die Reservevorräthe hinzu, dann verfügt der deutsche 4-Pfünder über 258 Schuß, der 6-Pfünder über 231, respektive 243 Schuß; der französische 4-Pfünder hingegen über $211\frac{1}{3}$ Schuß und der 12-Pfünder über $150\frac{1}{2}$ Schuß. Man ersieht hieraus, daß der französische 4-Pfünder allerdings 7 Schuß mehr ins Gefecht bringt als der deutsche, was unter Umständen sehr ins Gewicht fallen kann, doch verfügt der deutsche 4-Pfünder innerhalb seines Armeebereiches trotzdem über eine größere Anzahl von Schüssen. Was nun aber den durch stärkere Geschoßausrüstung zu erreichenden Vortheil der Franzosen betrifft, so wird derselbe wohl mehr als reichlich durch die vermehrte Schwerfälligkeit aufgewogen. Bei unsern 4-Pfündern hat jedes Pferd 258 und bei den 6-Pfündern 397 Kilogramm (ohne die aufsitzende Bedienungsmannschaft) zu schleppen, beim französischen 4-Pfünder hingegen $332\frac{1}{2}$ Kilogr. und beim 12-Pfünder 333 Kilogr., ohne Mannschaft. Bei den Batteriewägen kommen gar auf jedes Pferd 355 Kilogr. Unsere 4- und 6-Pfünder sind mit 6 Pferden bespannt, die französischen 4-Pfünder nur mit 4 und die 12-Pfünder nur mit 6 Pferden. Auch die Bespannung der Munitionswägen ist in demselben Grade ungünstig für die Franzosen. Bei uns gilt das Princip, daß die höchste Fahrgeschwindigkeit verbunden mit vollendetster Fahrgeschicklichkeit der Artillerie erst den rechten Werth geben. Man sieht deshalb, daß in dieser Hinsicht den Mannschaften und Pferden auf den Exercir- und Manöverplätzen die höchste Leistung zugemuthet wird, während andererseits Alles gethan ist, um das todte Material in einen Zustand zu versetzen, der allen Fahrvorkommnissen und Anforderungen zu trotzen vermag. Die Fahr- und Schießeinrichtungen unserer Geschütze und Wägen sind wahre Meisterstücke menschlichen Scharfsinnes und vereinigen die höchste Festigkeit, respektive Zweckmäßigkeit mit gefälliger Form. Ganz anders bei den Franzosen, deren Geschütze und Wägen wohl plumpe, aber nicht äußerst solide Formen zeigen und denen jede Schönheit abgeht. Man hält dort noch immer an den alten Modellen fest, die einer Zeit entstammen, da man noch nicht solche wissenschaftliche und mechanische Hülfsmittel beim Konstruiren anwenden konnte wie jetzt. Man sieht dies an allen Einzelnheiten; so z. B. haben unsere Räder metallene Naben mit eingeschraubten hölzernen Speichen, wohingegen die französischen Räder noch die schwierig zu beschaffenden und unzweckmäßigen hölzernen Naben führen, die natürlich aus einem einzigen Stück gebohrt

werden müssen. Die beiderseitigen Rohre sind ziemlich gleich schwer, weil die französischen aus der schwereren Bronze kürzer sind; trotzdem haben unsere Geschütze im Ganzen mehr Gewicht als jene, denn trotz geringerer Geschoßausrüstung wiegt unser 4-Pfünder sammt Protze 1550 und der 6-Pfünder 1782 Kilogramm, wohingegen der französische 4-Pfünder 1330 und der 12-Pfünder 1997 Kilogr., ungeachtet verstärkter Beschwerung mit Geschossen. Darum können auch die Franzosen ihren Kanonen und Wägen beim Fahren nicht das bieten, was die unsrigen ganz ohne Bedenken riskiren, abgesehen von dem Umstande, daß unsere minder belasteten Pferde sich besser zum Ziehen eignen als die französischen, die entweder zu groß und plump oder zu schmächtig für das Artilleriefuhrwerk sind. Hierzu kommt noch, daß die Franzosen ebenso schlechte Fahrer wie Reiter sind und ihre Pferde nicht mit der Sorgfalt und Liebe behandeln, wie dies deutsche Reiter und Fahrer thun. Ihre Artilleristen werden auch nicht in dem Maße wie die unsrigen zum Fahren geschult, und, Alles zusammengenommen, darf man daher von ihnen nicht Bravourstücke erwarten, wie z. B. die unsrigen solche wiederholt dadurch ablegten, daß sie halsbrechende und noch mit künstlichen Hindernissen unpassirbar gemachte Höhen erklimmmten, sobald der betreffende Rand des Plateaus von unserer Infanterie erstürmt worden war. Unsere Artilleriemassen erschienen überhaupt schneller und unvermutheter als die französischen auf allen nicht vorher zu Gefechtsfeldern gleichsam abgesteckten Terrains; ihr ganzes Auftreten war zuversichtlicher als kühner, ganz dem offensiven Charakter unserer Kampfesweise entsprechend. Die französische Artillerie spielte überall die Rolle der Positionsartillerie, die wohlgedeckt hinter Schanzen und Einschnitten auf Höhen stand und ein wohlbekanntes Schußfeld vor sich fand. Sie kam damit ganz gut aus, trotz schwacher Bespannung, weil sie meistens vor dem Rückzuge ihrer Infanterie schon das Feld räumte, um weiter zurück eine passendere Schußdistance für ihre Tempirgranaten und größere Sicherheit zu suchen. Die Dunkelheit oder eine nahe liegende Festung entzog sie nach der verlorenen Schlacht jedesmal schnell der Verfolgung, sonst würden sich wohl die Pferdeverluste bei dem geringen Bestande sehr empfindlich durch Stehen, resp. Steckenbleiben bei der Flucht geltend gemacht haben. Unsere Artillerie hingegen war nach jeder Schlacht noch im Stande, an der Verfolgung des Feindes theilzunehmen.

Der beiderseitige Stand der Feldartillerie war beim Ausbruch des Krieges folgender: die Franzosen hatten 38 Vierpfünder reitende, 72 Vierpfünder-Fuß- und 30 Zwölf-, event. Achtpfünderbatterien, außerdem 24 Metrailleusenbatterien, zusammen also 164 Batterien. Bedienung und Bespannung der Metrailleusen mußten von 22 Vierpfünder- und 2 Zwölfpfünderbatterien entnommen werden, die bei dem Mangel an lebendem Artilleriematerial bis auf Weiteres außer Thätigkeit treten mußten. Vielleicht sind sie mittlerweile bei der Neubildung von Truppenkörpern wieder ausgerüstet worden. — Das norddeutsche Heer zählte bei seinen 13 Armeecorps (incl. Garde) 49 reitende Vierpfünder-, 78 Vierpfünder-Fuß- und 78 Sechspfünder-Fußbatterien, zusammen also 195 Batterien. Hierzu kamen noch 45 Batterien der mit uns vereinten süddeutschen Corps, so daß wir im Ganzen 240 Batterien ins Feld führten, d. h. ein Uebergewicht von 76, event. 52 Batterien, von denen wieder jede in sich den entsprechenden französischen an Tüchtigkeit überlegen war.

Was die Festungsartillerie betrifft, so ist es allgemein bekannt, daß die deutsche die französische im Material weit übertrifft. Sie kommt nicht zur Thätigkeit, weil unsere Festungen keine Probe zu bestehen haben. Aus demselben Grunde wird der französischen Belagerungsartillerie ein Vergleich mit der unsrigen erspart. Dennoch wissen wir, daß ihre durchgehends eisernen Geschütze sich mit unseren Gußstahl- und Bronzekanonen an Vortrefflichkeit und Stärke nicht messen können. Außerdem haben wir ein Geschütz voraus, das bis jetzt keine einzige Artillerie außer der unsrigen besitzt — nämlich den gezogenen Mörser.

Dieses Geschütz hat ein Bronzerohr von $6\frac{1}{2}'$ Länge, 8″ Seelendurchmesser (also zu cirka 216 Pfund schweren Spitzbomben eingerichtet) und 30 Züge im Laufe, die unter 7° Drallwinkel stehen. Es ist von hinten zu laden, hat einen Doppelkeilverschluß, der den schon anderweitig angewandten ähnlich ist. Die beiden Keile bestehen aus Schmiedeeisen, in den vorderen ist eine Stahlplatte mit Kupferring eingelassen, in den hinteren Theil des Ladungsraumes hingegen ein Stahlring, um diesen Theil gegen Ausbrennen und Undichtwerden des gasdichten Verschlusses zu schützen. Die Keile werden mit Hülfe einer Kurbel in Bewegung gesetzt, die zum Abnehmen eingerichtet ist, um beim Richten des Rohrs, wenn man diesem eine hohe Elevation geben will, nicht hinderlich zu sein. Ueber dem Schwerpunkte des Rohrs ist zu dessen

leichterer Handhabung ein beweglicher eiserner Bügel (zum Auf- und Niederklappen) befestigt. Da ein Laden dieses Mörsers bei hoher Richtung nicht möglich ist, weil die hintere Oeffnung dann zwischen die Laffeten zu liegen käme, muß das Rohr beim jedesmaligen Laden in horizontale Lage versetzt werden. Um dies bequem bewerkstelligen zu können, hat der Mörser eine dazu passende Richtmaschine, die übrigens dem heftigen Rückstoße des abzufeuernden Rohrs möglichst entzogen wird. Sie besteht aus einer auf den beiden Vorderriegeln der Laffete fast horizontal ruhenden, etwas nach vorn geneigten Spindel, die oben ein Rechts- und unten ein Linksgewinde hat. Die Mutter des ersteren liegt fest am oberen Ende des zweiten Riegels, die Mutter des Linksgewindes hingegen ist beweglich und durch einen Gelenkarm mit dem hinteren Theile des Rohrs verschraubt. Mit Hülfe dieser einfachen Vorkehrung kann man dem Rohre eine Elevation von 75° geben und die Richtschraube kann beim Stoß des Schusses nur auf Zerreißen, nicht auf Brechen angestrengt werden. (Dem alten glatten Mörser konnte man höchstens eine Elevation von 45° geben.) Sehr sinnreich ist die fahrbare Laffete eingerichtet. Sie ruht auf den Rädern, so lange das Geschütz fährt, aber sie steht fest auf dem Boden, sobald der Mörser feuern soll, denn die Räder würden den Stoß des Schusses nicht aushalten, oder zu tief in die Erde gedrückt werden; in jedem Falle würden sie das sichere Treffen erschweren. Die Einrichtung von Rädern und Laffeten ist folgende: Die beiden Wände der Laffete sind durch Riegel und Bolzen verbunden, bilden hinten in Gestalt eines festen Protzhebels einen Laffetenschwanz mit Protzloch und zugleich den Ort zum Anbringen zweier Richtbäume zum Geben der Seitenrichtung. Auf jeder Laffetenwand befindet sich ein eiserner Bock, in welchem das Lager für die Schildzapfen ruht. Um das Emporbringen der Räder zu ermöglichen, liegt die Achse an der Stirn der Laffetenwände und ist vor jeder Wand mit einer Schraubenspindel durchbohrt, welche durch Handräder gedreht werden kann, so daß sich die Fahrräder mit der Achse heben, wenn man schießen will, und sich wieder senken, wenn das Geschütz abfahren soll. Beim Fahren liegt also die Achse in ihrer tiefsten und beim Feuern in ihrer höchsten Stellung, wobei dann die Räder in der Luft schweben. Zum leichteren Vorbringen des Geschützes nach jedem Schuß (wobei es bekanntlich etwas zurückgeht) wird die Achse so weit gesenkt, daß die Räder den Boden berühren. Uebrigens weicht das Geschütz, auf der bloßen Laffete stehend, nicht viel zurück. Die Treffsicherheit dieses Mörsers grenzt an das Fabelhafte, und der Durchschlagskraft seiner bohrend reißenden Spitzbomben wird keine Deckung und kein Gewölbe widerstehen können. Die Tragweite seiner Geschosse ist eine enorme. Festungsbau und Belagerungskrieg müssen durch die Erfindung dieses Geschützes eine völlige Umwandlung erleiden; auch die Küstenvertheidigung wird dadurch wesentlich beeinflußt werden. Die alten Mörser erforderten besonderes Fuhrwerk zum Transport, waren schwierig von der Stelle zu bringen, mußten nahe bei dem zu beschießenden Ziele aufgestellt werden und dort so lange wie möglich stehen bleiben; sie konnten erst am Ende der Belagerung mitwirken. Der gezogene Mörser hingegen kommt überall fort, wo selbst andere gleich schwere Geschütze zu fahren vermögen, er kann die Belagerung eines Platzes eröffnen und seine Stelle so häufig wechseln, als zweckmäßig erachtet wird. Dies sind schwer wiegende Vortheile, welche in diesem Kriege zunächst an den Kasematten Straßburgs erprobt werden sollen. Franz Maurer.

Das Nachrichtenwesen im Kriege. In Deutschland ist Sorge getragen, daß während eines Krieges Nachrichten vom Kriegsschauplatze, amtliche, der Wahrheit getreue Berichte so schnell als möglich zur allgemeinen Kenntniß gebracht werden. Die Telegraphen befördern dieselben von den Hauptquartieren der Armeen, wo sie möglichst genau und verständlich abgefaßt werden, in die Heimath; hier werden sie von den dazu angewiesenen Stationen allen größeren Städten mitgetheilt, von den Behörden schleunigst dem Druck übergeben und dann durch Maueranschläge, in Berlin an den Anschlagssäulen bekannt gemacht. Wie drängt sich namentlich in der großen norddeutschen Hauptstadt das Volk um diese Säulen, wenn wieder eine neue Kriegsdepesche, auf leuchtendem feuerrothen Papiere gedruckt, zu lesen ist! Sie werden in fortlaufender Nummer ausgegeben, deren letzte sich die meisten Leute gar wohl merken, um auf den ersten Blick zu erkennen, ob eine folgende da ist. Zu wünschen wäre dabei nur, daß die Herren, welche die Depeschen abfassen, dabei mehr die große Masse der Ungebildeten im Auge behielten und sich bemühten, für diese auch wirklich recht verständlich zu sein, besonders sich aller unnöthigen Fremdwörter und unklarer Sätze zu enthalten.

Die Nachrichten, welche die Depeschen bringen,

können natürlich nur die Kriegsereignisse zuerst kurz verkündigen und später, wenn darüber Näheres im Hauptquartiere eingegangen ist, durch die wichtigsten Thatsachen ergänzen. Eingehende Mittheilungen enthalten sie selten, diese bleiben den ausführlichen Berichten in den Zeitungen überlassen, welche erst nach einiger Zeit erfolgen können. Einstweilen geben die Zeitungen Erläuterungen nach ihrer Auffassung und knüpfen Betrachtungen daran, welche oft dem Leser, der in Kriegsangelegenheiten ein eigenes, militärisches Urtheil hat, ein Lächeln ablocken. Es kommen dann die Berichte der Specialkorrespondenten, welche die größeren Zeitungen nach dem Kriegsschauplatze gesendet haben. Diese Berichte lesen sich meist sehr gut, denn sie sind mit lebhafter Schilderung, wenn auch zuweilen mit stark aufgetragenen Farben für das größere Publikum geschrieben, und wenn es von gewandten Publicisten geschehen oder Männern, welche den Krieg kennen und darin so reiche Erfahrungen haben, wie Corvin oder Wachenhusen, so liefern sie immer gute Beiträge zur Charakteristik des betreffenden Krieges. Eigentliche Nachrichten findet man aber nicht darin, die Materialien zu diesen Berichten werden hinterher gesammelt, sie schildern meist die Zustände nach den kriegerischen Aktionen, denen die Herren Berichterstatter nicht als Augenzeugen beiwohnen, aus Erzählungen von Mitkämpfern wird das Bild entworfen, und da solche, die für dergleichen Mittheilungen zugänglich sind, wenn auch Offiziere, meist ihrer Stellung nach keinen weiten Horizont zu Wahrnehmungen besitzen, so kann der zusammengestellte Bericht immer nur einen zweifelhaften Werth haben. Auch was darin über lokale Verhältnisse, über Land und Leute, die Stimmung der Bevölkerung ꝛc. gesagt ist, klingt oft in den einzelnen Blättern so verschieden, daß man sieht, wie jeder Korrespondent nach den Eindrücken geurtheilt, die er persönlich bekommen hat. Das kann auch nicht anders sein und ist kein Vorwurf: Zeit zu eingehenden Forschungen und Studien hat er ja nicht. Aus Privatbriefen, die den Zeitungen zur Benutzung überlassen werden, entnehmen diese ferner die interessantesten Stellen, und grade diese Mittheilungen, welche persönliche Erlebnisse mit allen Schrecken des Krieges schildern, werden von einem großen Theile des Publikums mit besonderer Vorliebe gelesen, die lange Reihe der Todesanzeigen nicht minder. Endlich kommen die officiellen Relationen über die Gefechte und Schlachten und als schauerliche Zugabe die verhängnißvollen Verlustlisten, welche mit großer Sorgfalt zusammengestellt und in den Städten öffentlich ausgelegt werden, eine Quelle des Jammers für tausend Familien.

Ist in Deutschland, namentlich in Preußen Alles geschehen, um die Nachrichten aus dem Kriege dem Volke, welches sie täglich mit Sehnsucht erwartet, mitzutheilen, und hegt dieses mit Recht nicht den mindesten Zweifel an ihrer Wahrhaftigkeit, so bietet das Verfahren der Regierung in Frankreich, der dortigen officiellen und allgemeinen Presse ein ganz anderes Bild. Das System der Lüge und Fälschung, welches überhaupt dort herrscht, tritt ganz besonders bei den Nachrichten, welche dem Volke vom Kriegsschauplatze gegeben werden, in seiner ganzen Verächtlichkeit hervor. Die Mittheilungen, welche die Minister im Gesetzgebenden Körper machen, die Berichte des officiellen Journals, ganz im Stile der alten Napoleonischen Bülletins noch im russischen Feldzuge gehalten, Siege statt der erlittenen Niederlagen verkündigend, die an Aberwitz streifenden Prahlereien der großen und kleinen Blätter suchen dem Volke die Wahrheit, welche freilich niederschlagend genug ist, in undurchdringliche Schleier zu hüllen. Volksvertreter, welche von der Tribüne herab volle Aufklärung über die Lage des Vaterlandes fordern, werden durch Tumult und Schreien der Majorität zum Schweigen gebracht, ehrliche Korrespondenten, welche die Wahrheit aus eigener Anschauung im Feldlager gewonnen haben, finden für ihre Artikel in den Journalen keine Aufnahme. Die deutschen Siegesberichte, die ihren Weg nach Frankreich finden, werden für unwahr, die ausländischen Zeitungen, welche dieselben bestätigen, für erkauft von preußischem Gelde erklärt, so die ganze österreichische, sonst doch Preußen im Allgemeinen nichts weniger als zugeneigte Presse, ja selbst die englische „Times", das unabhängigste und reichste Blatt der Welt. Aber das Volk ist bald mißtrauisch geworden, Thatsachen, die sich nur eine Zeitlang verhehlen oder entstellen ließen, und die unleugbare feindliche, immer weiter in das Herz von Frankreich vordringende Invasion enthüllten wenigstens einen Theil der Wahrheit, die man ihm versprochen, aber dennoch vorenthalten hatte, und der Tag der furchtbarsten Enttäuschung ist wohl schon gekommen, wenn auch die Folgen derselben noch nicht zu übersehen sind.

In der Heimath sind Nachrichten vom Kriegsschauplatze heiß ersehnt, auf dem Kriegsschauplatze haben die Nachrichten, welche vom

Feinde und all seinen Verhältnissen eingehen, die höchste Wichtigkeit. Sie bedingen die eigenen Operationen. Wie schwierig es ist, zuverlässige Nachrichten, besonders in Feindesland, zu erhalten, drückt der General Clausewitz in seinem Werke „Vom Kriege" aus. „Ein großer Theil der Nachrichten, die man im Kriege bekommt, ist widersprechend, ein noch größerer ist falsch und bei weitem der größte einer ziemlichen Ungewißheit unterworfen." Diese Schwierigkeiten zu überwinden, hat man in neuerer Zeit der Organisation des Nachrichtenwesens im Kriege eine außerordentliche Aufmerksamkeit zugewendet.

Schon im Frieden werden Anstalten getroffen, sich von den militärischen Verhältnissen der Mächte, mit denen in naher oder ferner Zukunft ein Konflikt möglich ist, von ihrer Kriegsmacht, von allen Veränderungen in ihrer Heeresorganisation und ihren Kriegsmitteln in fortwährender Kenntniß zu erhalten. Dazu dienen, außer Privatpersonen von Einsicht, die man im fremden Lande für diesen Zweck gewonnen hat, die Militärbevollmächtigten, welche den Gesandtschaften beigegeben sind. Besonders in der Zeit, wo eine Spannung zwischen Mächten beginnt und schon insgeheim Rüstungen betrieben werden, die diplomatischen Verbindungen aber noch nicht abgebrochen sind, haben die Militärbevollmächtigten, die sich noch in der fremden Hauptstadt befinden, die schärfste Aufmerksamkeit auf alle hier getroffenen Maßregeln zu richten und alle Mittel anzuwenden, sie zu entdecken, um sie ihrer Regierung unverzüglich in Chiffreschrift mitzutheilen. Es gelingt ihnen nur nicht immer, denn man beobachtet sie scharf und sie werden in ihren Bestrebungen zuweilen ertappt und beschämt. So hatte einer von ihnen in Berlin einen Pferdelieferanten mit einer allerdings nicht in starke Versuchung führenden Summe bestechen wollen, ihm zu verrathen, wie viel Pferde die Regierung ankaufen lasse, der Lieferant hatte es angezeigt und Vater Wrangel sagte öffentlich auf der Parade zu dem Bevollmächtigten, indem er ihn auf die Schulter klopfte: „Aber, mein Sohn! 60 Friedrichsd'or sind doch viel zu wenig!" Mehr Geld hat 1870 der französische Militärbevollmächtigte zu Bestechungen verwendet, ohne jedoch dadurch zu wahren Nachrichten zu kommen, ihm scheint auch wohl in französischer Oberflächlichkeit alles Verständniß für die preußische Wehrverfassung gefehlt zu haben, so daß seine Berichte nach Paris gar keine Gefahr in Bezug auf die bevorstehende Mobilmachung ahnen ließen. Der preußische in der französischen Hauptstadt hat seine Aufgabe um so besser verstanden.

Treten die Rüstungen mehr hervor, wird endlich die Mobilmachung befohlen und beginnen die Märsche, die Eisenbahnfahrten der Truppen nach den Punkten, welche für die Aufstellung der Armeen bestimmt sind, so fangen die Spione an, ihr sauberes Handwerk zu treiben. Sie sind ein nothwendiges Uebel; man mag darüber noch so sehr in sittlicher Entrüstung sein, entbehren kann man diese feilen Werkzeuge nicht, wenn man sie auch verachtet. Glaube man nicht, daß sich nur Personen aus der Hefe des Volks oder herabgekommene, für Geld zu Allem bereitwillige Menschen dazu hergeben, auch die gebildeten, selbst die vornehmen Stände, sogar die Damen liefern ihr Kontingent dazu. Oft würde man staunen, wenn man ihre Namen und ihre Stellung in der Gesellschaft erführe. Es sind auch nicht immer niedrige Beweggründe, schnöde Geldgier ꝛc., welche Einzelne dazu bringen, sich als Spione gebrauchen zu lassen, in Volkskriegen ist es der Nationalhaß, die Vaterlandsliebe, welche dazu treibt, auch ohne Aussicht auf irgend eine Belohnung, ja unter den größten Gefahren. Welche Rolle die polnischen Damen in dieser Hinsicht bei den verschiedenen Aufständen ihres Volkes gegen die fremde Herrschaft gespielt haben, ist bekannt. Ueber diese Art von Spionen und Spioninnen mag man verschiedener Ansicht sein, die gewöhnliche Gattung derselben, die sich für Geld verkauft, heimlich Nachrichten vom Gegner ihres Auftraggebers einzuholen und zu bringen, ist von der öffentlichen Meinung geächtet und durch die Kriegsgesetze im Betretungsfalle mit einem schimpflichen Tode durch den Strang bedroht. Unentbehrlich bleiben Spione darum doch, und es darf kein Geld gespart werden, gewandte und kühne Individuen zum Spioniren zu gewinnen; wer hier knausert, wird bald zu seinem Schaden inne werden, daß der freigebigere Feind besser bedient ist. Zu trauen ist freilich auch den reichlich bezahlten Spionen nicht immer, denn es gibt unter ihnen Kanaillen — man verzeihe uns den Ausdruck! —, welche sich beiden Parteien verkaufen und so für doppelten Gewinn beide verrathen. Friedrich der Große entdeckte einen solchen Doppelspion, der auch den Oesterreichern diente, er ließ sich aber nichts merken, sondern benutzte den Mann, um dem Feinde ganz falsche Nachrichten über seine Verhältnisse und Absichten zukommen zu lassen. Den Nachrichten der Spione darf man überhaupt nicht unbedingt Glauben schenken, sie sind

oft, auch ohne böse Absicht, ungenau oder irrig, jedenfalls müssen sie immer einer strengen Prüfung unterworfen werden, ehe man auf dieselben seine Maßregeln anordnet.

Von dieser anrüchigen Partie des Nachrichtenwesens wenden wir uns zu der militärischen, welche die Truppen selbst auszuführen haben, also zu den taktischen Rekognoscirungen. In jeder Lage: auf dem Marsch, im Lager oder Quartier und vorzüglich ehe man ins Gefecht geht, kommt es darauf an, möglichst genaue Nachrichten über den Feind, seine Stärke und Aufstellung, seine Bewegungen und Absichten, über die Beschaffenheit seiner Truppen zu haben. Diese Nachrichten werden durch kleinere oder größere Abtheilungen, entweder mit schlauer Benutzung aller Vortheile des Terrains, des Wetters ꝛc. oder durch einen überraschenden Angriff eingeholt; danach unterscheidet man heimliche und gewaltsame Rekognoscirungen, erstere von Patrouillen, letztere durch starke Detachements, selbst von der ganzen Avantgarde unter Mitwirkung der Artillerie ausgeführt. Die kleinsten Patrouillen sind die sogenannten Schleichpatrouillen, bestehend aus 3 Mann, welche von den Feldwachen ausgeschickt werden, um die Vorposten des Feindes, deren Stellung und, wenn es möglich ist, auch die Stellung seiner Feldwachen und ihrer Unterstützungsdetachements zu erkunden, seinen Patrouillengang, überhaupt sein ganzes Verhalten zu beobachten. Es soll immer wenigstens Eine solche Schleichpatrouille von der Feldwache unterwegs sein. Wenn aber die Vorposten des Feindes gut aufgestellt sind und ihre Schuldigkeit thun, werden Schleichpatrouillen wenig mehr ermitteln als die Stellung der äußern Postenkette. Um mehr zu erfahren, müssen schon stärkere Patrouillen ausgeschickt werden, welche sich zwar auch dem Feinde heimlich nähern, wenn sie aber nichts Genügendes ermitteln können, einen seiner Außenposten angreifen und zurückwerfen sollen, vielleicht auch die nächste Feldwache, um einen Punkt der Uebersicht in das rückwärtige Terrain zu gewinnen, wo die größern feindlichen Abtheilungen stehen oder lagern. Auf dem Marsch wird der Feind von der Flanke her, außer dem Bereich seiner Seitenläufe in gleicher Weise beobachtet. Diese stärkern Patrouillen bilden schon den Uebergang zu den gewaltsamen Rekognoscirungen. Solche haben den Zweck, den Feind durch einen ernstlichen Angriff auf seine Vortruppen zu zwingen, diese mit stärkern Abtheilungen zu unterstützen und wenigstens einen Theil seiner Streitkräfte zu entfalten, aus deren Zahl und Verwendung sich Schlüsse auf das Ganze ziehen lassen. Freilich ergeben diese immer noch kein sicheres Resultat, indessen hat man doch auch das vom Feinde besetzte Terrain und dessen wichtige oder schwache Punkte einigermaßen kennen gelernt, und wenn dem Scheinangriffe der Rekognoscirung baldigst der wirkliche Angriff folgt, ehe der Feind seine uns kund gewordenen Dispositionen ändern kann, so hat uns die Rekognoscirung Vortheil gebracht.

Endlich sind die Nachrichten im Kriege auch von den eigenen Truppen in ihren getrennten Abtheilungen wichtig, nicht bloß für die obere Führung, sondern ebenso für die stete Verbindung und das Zusammenwirken. Alles Wichtige, was bei den einzelnen Abtheilungen vorfällt oder bemerkt wird, muß gemeldet werden, nie darf die Heeresleitung in Ungewißheit über einzelne Corps, der Befehlshaber eines solchen über seine detachirten Abtheilungen und eine derselben über die andere, mit der sie gemeinschaftlich wirken soll, bleiben. Ordonnanzoffiziere, in wichtigen Fällen unter Escorte, Ordonnanzreiter mit schriftlichen Meldungen, kleinere Patrouillen dienen dazu, diese Nachrichten zu überbringen; zwischen getrennt marschirende oder kämpfende Truppenabtheilungen werden stärkere Patrouillen oder Detachements zur Verbindung eingeschoben.

Von der höchsten Wichtigkeit für das Nachrichtenwesen im Kriege ist in neuerer Zeit die Feldtelegraphie, welche ihre Linien unmittelbar hinter den Truppen, im Anschluß an die stehenden Telegraphenleitungen ausspannt und so die Nachrichten auf dem Kriegsschauplatze sowohl, als von diesem nach allen Richtungen befördert. Dieser Zweig wird noch immer vervollkommnet, auch die taktischen Rekognoscirungen werden zweckmäßig betrieben, obgleich die leichte Kavallerie im Kriege von 1866 auf beiden Seiten mehr hätte leisten können, um über die Lage und die Unternehmungen des Gegners Aufklärung zu verschaffen. Nur der Nachrichtendienst bei den Truppen läßt noch viel zu wünschen übrig, wie die Erfahrungen in allen neuern Kriegen bewiesen haben.

Schließlich ist noch die Feldpost zu erwähnen, die eine musterhafte Organisation erhalten hat; da sie aber hauptsächlich nur Korrespondenzen vermittelt und hier nur das auf den Krieg bezügliche Nachrichtenwesen besprochen werden sollte, muß die Einrichtung der Feldpost einer besondern Darstellung vorbehalten bleiben.

K. G. v. Berneck.

Nekrolog.

Brand, D. L., ausgezeichneter tiroler Schützenveteran, der 1809 als Oberlieutenant unter A. Hofers Kommando in der Schlacht am Berge Isel sich auszeichnete, † am 26. August in Wien, 80 Jahre alt.

Chevalier, Contreadmiral und Oberbefehlshaber der französischen Kriegsflotte in den chinesischen Gewässern, † an Bord der Panzerkorvette La Belliqueuse auf der Reise nach Saigun.

Meinecke, Hermann, preußischer Premierlieutenant im Niederrheinischen Füsilierregiment Nr. 39, geschätzter Militärschriftsteller, fiel am 6. August beim Sturm auf die Spicherer Höhen.

Salm-Salm, Felix, Prinz, geboren am 25. December 1828, fiel in der Schlacht bei Gravelotte am 18. August. Frühzeitig in die preußische Armee eingetreten, vertauschte er diesen Dienst mit Oesterreich. Bei Ausbruch des Bürgerkrieges in Nordamerika bot er dem Präsidenten Lincoln seinen Degen an und wurde bald Oberst. Darauf zeichnete er sich ruhmvoll im mexikanischen Kriege aus und bekleidete den Posten eines Flügeladjutanten und Chefs des Hauses des Kaisers Maximilian. Nach seiner Rückkehr trat er in ein preußisches Gardecorps.

Woodford, Sir Alexander, Feldmarschall der britischen Armee, 1782 geboren, aus dem Halbinselkrieg rühmlich bekannt, † in London.

Technologie.

Die Darstellung des Anthracens. Dieser Kohlenwasserstoff, der als Material zur künstlichen Darstellung der Krappfarbstoffe eine so große Wichtigkeit erlangt hat, kommt bekanntlich in den letzten Produkten der Destillation des Steinkohlentheers vor und findet sich hauptsächlich in den zuletzt übergehenden dickflüssigen Produkten. Diese, besonders die vielfach zu Wagenschmiere verwendete, in England grean grease genannte Substanz bilden das Material zu seiner Gewinnung. Diese Produkte bestehen aus schwerem Oel, etwas Naphthalin und cirka 20 % Anthracen. Im Ganzen beträgt der Gehalt des Steinkohlentheers an Anthracen cirka ¾—1 %.

Zur Darstellung des Anthracens bringt man nach Gessert (Wagners Jahresbericht) jene breiigen Produkte zunächst auf die Centrifuge, erwärmt den von den Oelen etwas befreiten Rückstand auf 40° und preßt ihn in der hydraulischen Presse. Ist das Rohmaterial dünnflüssiger, so wendet man von vorneherein besser eine Filterpresse an. Die erhaltene Masse mit etwa 60 % Reingehalt wird mit leichtem Theeröl oder Petrolnaphtha extrahirt, dann ausgeschleudert und zum Schmelzen erhitzt, um die letzten Reste des leichten Oels zu entfernen. Es bleibt dann eine grünlichweiße, paraffinartige Masse von schön krystallinischem Bruch übrig, die 95 % Anthracen enthält und aus der durch Sublimation ein ganz reines Produkt gewonnen werden kann, welches bei 215° schmilzt.

Wartha theilt mit (Mitth. d. D. chem. Ges.), daß man das Anthracen sehr bequem rein erhalten könne, indem man es in einer geräumigen Retorte vorsichtig bis zum beginnenden Sieden erhitzt und mittelst eines Blasebalges einen kräftigen Luftstrom in die Retorte bläst. Das Anthracen verflüchtigt sich dabei in ganz erstaunlich kurzer Zeit und kann als schwach gelbliche schneeartige Masse in einer großen tubulirten Glasglocke, welche als Vorlage dient, aufgefangen werden.

Es ist wichtig, daß die Destillation des Theers nur bis zu der für die Briquettfabrikation gangbaren Konsistenz des Pechs getrieben werde. Geht man weiter, so mischen sich dem Destillat viel höhere Kohlenwasserstoffe bei, die sich schwer vom Anthracen trennen lassen und für die späteren Operationen der Farbstoffbereitung schädlich sind. Dies gilt besonders von dem Chrysen, welches durch seine Schwerlöslichkeit in Schwefelkohlenstoff von dem Anthracen sich unterscheidet.

Javanische Fleischextrakte. In dem niederländischen Ostindien kannten die Eingebornen schon seit mehren hundert Jahren die Vortheile, die ihnen aus der Verwerthung des auf den Bazars unverkauften Fleisches, der nicht an dem Tage des Fanges verwerthbaren Seefische und der erbsgroßen Seekrebse, der Garneelen, durch ein dem Liebigschen ähnliches, wenn auch noch sehr primitives Verfahren erwachsen mußten, das reichliche, sonst unverwerthbare Fleisch der Büffel, die Menge der verschiedentlichsten Fische und die wenig haltbaren Garneelen in haltbarerer Form aufzubewahren und als Extrakt in den Handel zu bringen. Es gibt nach Pott (Zeitschr. f. d. ges. Naturwissenschaften) in Indien beinahe keine Küche, in der das aus Fleisch, Fischen oder Krebsen bereitete Extrakt, Petis, fehlen dürfte, denn alle Saucen, pikante Suppen ꝛc. werden mit Petis wohlschmeckend und kräftigend gemacht.

Das dem Liebigschen Extrakt im Geschmack am nächsten stehende Präparat ist unstreitig der

Petis Sapie und Petis Karbau, der aus frischem Kuh- und Büffelfleisch bereitet und besonders zu der landesüblichen Reisspeise benutzt wird. Man gewinnt ihn durch Auspressen des gekochten und zerkleinerten Fleisches und Eindampfen der Brühe bei mäßiger Temperatur, er gibt mit Wasser und Salz eine Bouillon, welche der aus Liebigschem Extrakt bereiteten sehr ähnlich ist. Auffallend bleibt es, daß der in Ostindien so sehr beliebte Petis sich über die Grenzen dieses Landes hinaus nicht verbreitet hat, obwohl sein Preis niedrig genug ist und man das Pfund an Ort und Stelle für einen halben holländischen Gulden kauft. Auch die Haltbarkeit dieser Extrakte ist sehr groß, sie sind dem Schimmeln ebenso wenig ausgesetzt wie das Liebigsche Präparat und enthalten wie dieses kein oder nur sehr wenig Fett, auch Eiweiß fehlt und von Leim sind nur Spuren vorhanden. Das Büffelfleischextrakt ist dunkel-, das Fischextrakt hellbraun, die Lösungen sind nicht klar, die des Fleisch- und Krebsextraktes ist grau, die Lösung des Fischextraktes braun, alle riechen und schmecken nach Wildbraten, zeigen aber ganz charakteristischen Beigeschmack und Geruch.

Im Anschluß hieran bringen wir eine Notiz über russisches Fleischextrakt, welches von Warschau aus in den Handel kommt und auch in Berlin verkauft wird. Dasselbe bildet eine sehr feste, geruchlose dunkelbraune Masse, deren Lösung in Wasser viel angenehmer schmeckt als die des amerikanischen Extrakts. Es wird aus dem Fleisch der gewöhnlichen Schlachtthiere bereitet, doch benutzt man namentlich auch Wild, welches in weniger bevölkerten Orten nach Belieben zur Verfügung steht. Nach Reichardt (Polytech. Journ.) enthalten

	russisches Extrakt	Liebigs Extrakt
Wasser	15,13	16,0
Asche	4,75	18—20,1
Fett	0,22	0
Stickstoff	10,57	9,51
in Weingeist von 80 % löslich	38,09	81,5

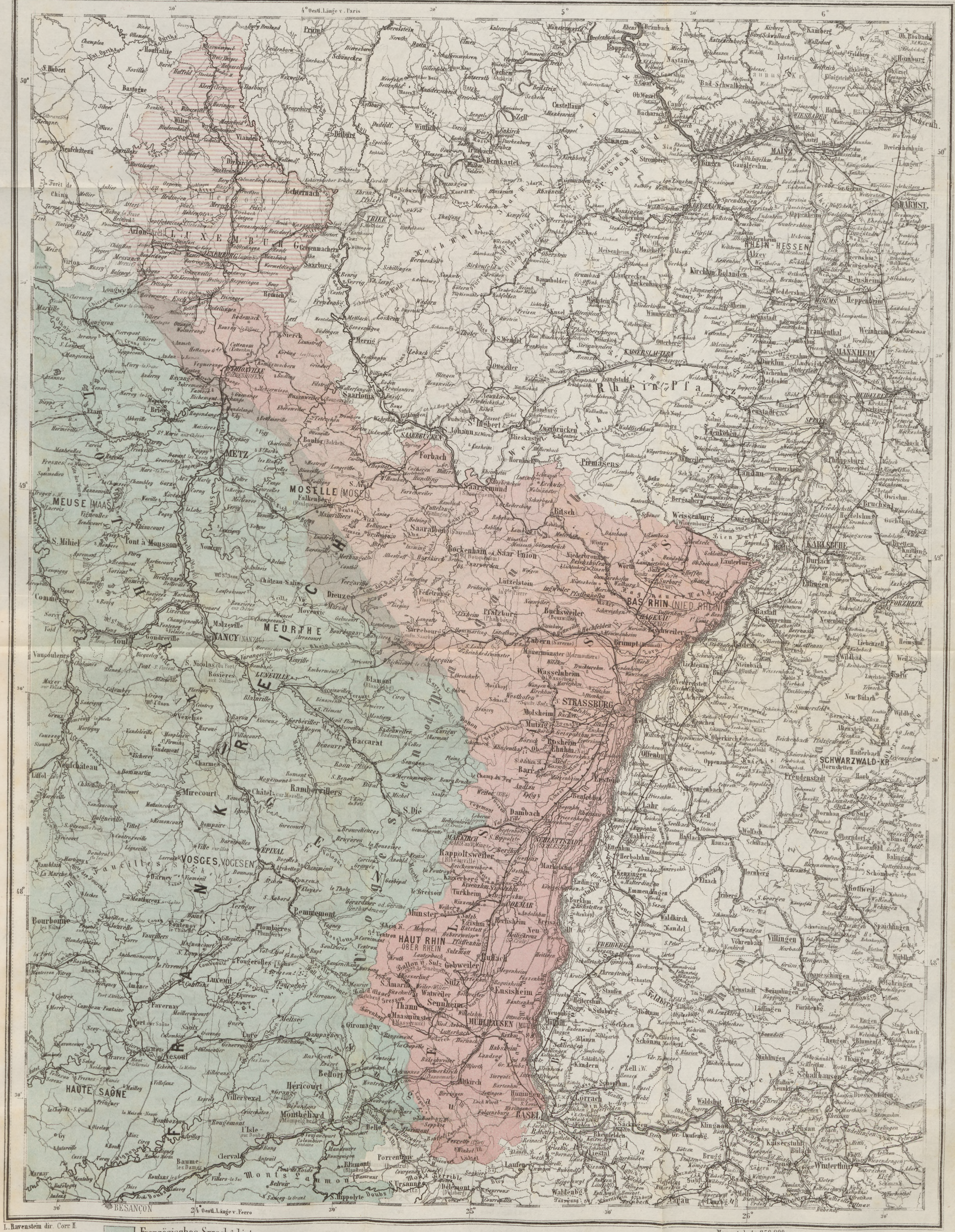
Diese Zahlen deuten auf eine vielleicht weniger sorgfältige Bereitung des russischen Fabrikats, namentlich auf langes Kochen. Auffallend ist die geringe Quantität der Asche, in welcher das Natron fast 4mal die Menge des Kalis übertrifft, während im Liebigschen Extrakt umgekehrt fast 8mal so viel Kali wie Natron enthalten ist. Man verkauft das russische Extrakt in Warschau mit 1 Thaler pro Pfund.

Verhinderung der Gährung. Die schweflige Säure ist als kräftiges Desoxydationsmittel längst bekannt und wird zum Schwefeln der Weinfässer, des Hopfens ꝛc. vielfach benutzt. In neuester Zeit ist die Anwendung der schwefligen Säure auch auf die Verhinderung der sauren Gährung des Bieres mit großem Vortheil ausgedehnt worden. Ament und Johnson in London liefern seit einigen Jahren ein Präparat, welches unter der Bezeichnung „doppeltschwefligsaurer Kalk" Handelsartikel geworden ist. Nach Vogel (Neues Rep. d. Pharm.) ist dasselbe eine wasserhelle Flüssigkeit von sehr saurer Reaktion und starkem Geruch nach schwefliger Säure. Es enthält von letzterer 5 %, von Kalkerde 2 % und bildet an der Luft ein Häutchen von einfachschwefligsaurem und schwefelsaurem Kalk. Jede Spur Säure in einer Flüssigkeit, welcher das Präparat zugesetzt wurde, scheidet daraus sofort schweflige Säure ab, die das Fortschreiten der sauren Gährung verhindert. Uebrigens dürfte auch der schwefelsaure Kalk, welcher sich durch Oxydation bildet, von wesentlicher Bedeutung sein. Denn im südlichen Frankreich wird der Gyps schon seit längerer Zeit als Zusatz zu den ächten weißen Weinen angewendet, um die nach dem Keltern sich entwickelnde Essigsäure zu binden und eine allzu stürmische Gährung zu verhindern.

Die Anwendung des schwefligsauren Kalks in der Bierbrauerei dürfte demnach manche Vortheile bieten und namentlich die Anwendung übermäßiger Quantitäten von Hopfen behufs Präservirung des Bieres überflüssig machen. Biere, in welchen die Säurebildung schon bis zu einem gewissen Grade vorgeschritten ist, werden indeß durch dieses Mittel nicht mehr auf den normalen Zustand zurückgeführt werden können. Auch ist zu beachten, daß bei zu reichlichem Zusatz des Mittels (1 : 1000 bis 1 : 1200) das Fortschreiten der geistigen Gährung gehemmt werden dürfte.

Redaktion von Dr. Otto Dammer und Dr. Julius Grosse.

Die deutsche SPRACHGRENZE im ELSASS u. in LOTHRINGEN.


4° Oestl. Länge v. Paris
5°
6°
50°
49°
48°
30'
Champlon
Houffalize
S. Hubert
Bastogne
Noville
Bastnach
Wiltz
Vianden
Neufchâteau
Martelange
Arlon
LUXEMBURG
Grevenmacher
Echternach
Saarburg
Remich
Longwy
Longuyon
Stenay
Montmédy
Virton
Messancy
Prüm
Schönecken
Neuerburg
Bitburg
Dudeldf.
Wittlich
Traarbach
Berncastel
Cochem
Zell
Castellaun
Beilstein
Simmern
Kaiserslautern
Bad-Schwalbach
Nastätten
Braubach
Boppard
Ob. Wesel
Caub
Bacharach
Stromberg
Bingen
Gaualgesheim
MAINZ
WIESBADEN
Höchst
Homburg
Idstein
Kamberg
Ob. Rosbach
Feldberg
Dreieichenhain
Langen
DARMST.
Oppenheim
Alzey
RHEIN-HESSEN
Kirchheim-Bolanden
Grünstadt
Frankenthal
Weinheim
MANNHEIM
Ludwigshafen
Heidelberg
Speyer
Landau
Germersheim
Philippsburg
Bruchsal
Weissenburg
Bergzabern
Pirmasens
Zweibrücken
Homburg
St. Johann
Saarbrücken
St. Wendel
Ottweiler
Saarlouis
Merzig
Saarunion
Saargemünd
Forbach
Sierck
Thionville
METZ
Briey
Etain
Longwy
Audun
Pont à Mousson
Mirecourt
Dieuze
Château-Salins
Vic
Sarrebourg
Blâmont
Lunéville
Nancy
Toul
Commercy
Verdun
Bar-le-Duc
Ligny
Montmédy
Stenay
Sedan
Mézières
Rethel
Vouziers
Grandpré
Clermont
Varennes
Châlons
Vitry
Epernay
Reims
Rethel
Laon
Soissons
Compiègne
Noyon
Roye
Montdidier
Amiens
Abbeville
Doullens
Arras
Bapaume
Péronne
Cambrai
Valenciennes
Maubeuge
Avesnes
Hirson
Rocroi
Givet
Charleville
Mézières
Sedan
Carignan
Montmédy
Longuyon
Briey
Metz
Thionville
Sierck
Saarlouis
Saarburg
Trier
Prüm
Bitburg
Wittlich
Daun
Gerolstein
Mayen
Andernach
Coblenz
Ehrenbreitstein
Neuwied
Linz
Remagen
Bonn
Köln
Aachen
Düren
Jülich
Eupen
Malmedy
Stavelot
Verviers
Spa
Liège
Huy
Namur
Dinant
Philippeville
Couvin
Chimay
Beaumont
Maubeuge
Avesnes
Hirson
Vervins

STRATEGISCHE GRENZE DEUTSCHLANDS GEGEN FRANKREICH.

Gouvernementsgrenzen v. Lothringen u. Elsass.